saur

Ovids Schicksale während seiner Verbannung.

Nach dessen eigenen Aussagen geschildert

von

August Samuel Gerber,

Pfarrer zu St. Lorenz auf Samland in Ostpreußen u. ord. Mitgl. d. königl. deutschen Gesells. zu Königsberg.

Riga und Leipzig 1809.
bei C. J. G. Hartmann.

Vorrede.

Es geht bereits ins eilfte Jahr, als ich dieses Werkchen zu einer Gratulationsschrift verfertigte. Man rieth mir, es zu feilen, und dann herauszugeben: es würde den Philologen nicht unangenehm, und den Liebhabern der Lectüre erwünscht seyn. Damals hatte ich Eingang und Anhänge lateinisch verfertiget, eine Reiseroute Ovids auf einen Royalbogen illuminirt entwerfen, und das Bildniſs eines Geten in Tusch malen lassen. Die beiden letzten Dinge nebst allen Nachweisungen sind itzt aus Achtung gegen das Publi-

cum weg geblieben, um ein Werk nicht zu vertheuren, von dem ich noch ungewiſs bin, welche Aufnahme es finden wird. Über den Zweck und die Art, warum und wie ich dieses Werkchen aufsetzte, erklärte ich mich damals folgendermaſsen:

Ex iuvenili aetate semper hoc affixum haeserat in mente mea, num forte ex omnibus poematis, ab Ovidio relegato conscriptis, si loca membraque disjecta collexeris, et inter se invicem comparaveris, historia posset componi, quae fata poetae exulantis rectius et expressius referret, quam omnes, quae de eius vita exstant, narationes. Hoc opus igitur per duos et quod excedit menses

in me suscepi, bene gnarus: esse eiusmodi, quod non acuti quidem ingenii vim, verum indefatigatam, et nulla ratione defatigandam industriam, solertiam, diligentiam requireret.

Wie ich verfuhr, um diese Schrift zu Stande zu bringen, lasse ich itzt ebenfalls aus Achtung gegen das Publicum weg. Genug, in diesem Werkchen ist keine einzige Nachricht, Oviden betreffend, die er nicht selbst gegeben hätte, und die in seinen Schriften nicht nachzuweisen wäre. Ich will nur eine einzige, durchaus nicht gewählte Probe geben, wie eine jede Behauptung in dieser Schrift alleinig auf Ovids Aussagen beruht.

Unter diesen Umständen führte Ovid ein beschwerdeloses, angenehmes und weichliches Leben (I. Tr. IV. 74. V. Tr. III. 9. IV. Tr. VIII. 31. 32. II. Pont. IV. 10.). In Rom selbst wohnte er unweit dem Capitol (I. Tr. III. 30.). Aber aufser dieser Wohnung besafs er noch Gärten (IV. Tr. VIII. 27. I Tr. X. 37.), die auf fichtenbewachsenen Hügeln lagen, wo drei Meilen von Rom der Flaminische und Claudische Weg sich vereinigte (I. Pont. VIII. 43. 44.); ferner auch Landgüter ohnweit seiner Vaterstadt (ibidem 41. 42.). In diesem seinem ländlichen Aufenthalte beschäftigte er sich entweder mit Dichten (I. Tr. X. 37.), oder er baute seine Gärten (I. Pont. VIII. 45.) und begofs seine Pflanzungen (ibidem 46.).

So geht es durch die ganze Schrift. Es ist kein einziges Comma, wofür ich nicht den Beleg aus dem Ovid nachweisen könnte. Die weni-

gen zur Verbindung nöthigen Einschiebsel oder Urtheile des Referenten unterscheiden sich leicht. Ihrer sind aber auch nur gar wenige.

Vielleicht wäre es für angehende Philologen nicht übel, diese Schrift einmal mit allen Citaten herauszugeben. Ich werde es thun, wenn das Publicum auch dieser Meinung seyn sollte. Es liefse sich ein mannigfacher Nutzen davon denken. Jünglinge könnten mit Hülfe der Citaten das Werkchen für sich in den Mufsestunden ins Latein übersetzen, und dadurch den Ovidianischen Styl sich angewöhnen. Vielleicht könnte es auch in Schulen als Übersetzungsbuch gebraucht werden. Fügte ich dann die

gehörige Anleitung hinzu, ähnliche Werke zu verfertigen, so würde mancher Jüngling, der Kopf und Fleifs in gleichem Maafse besitzt, mit der classischen Literatur auf eine angenehme Weise ungleich vertrauter werden, als es bei dem gewöhnlichen Schlendrian zu geschehen pflegt. Ich wenigstens, als ich einige Jahre Oberlehrer am Coll. Frid. zu Königsberg war, liefs meine Primaner ähnliche Aufsätze machen, ja sogar in der Frist eines halben Jahres eben diese Geschichte Ovidens ausarbeiten. Liebe zu den alten Classikern, Schärfung des Verstandes und Gründung eines unermüdeten Fleifses, waren die sichtbaren Folgen davon. Noch giebt die

classische Literatur Ausbeute genug, ähnliche Werke zusammen zu setzen. Wäre ich nicht so ganz unvermuthet aus meiner philologischen Laufbahn gerissen worden, so hätte ich mich an ähnliche Versuche gemacht. Aus Ciceros Reden gegen den Verres könnte eine sehr pragmatische Geschichte dieser berüchtigten Verschwörung; aus Horazens und Juvenals Satyren, Martials Epigrammen, Sittenschilderungen Roms entworfen werden u. s. w. Itzt mögen dieses andre Philologen thun, denen noch kein Amt ihre Zeit, und keine Nahrungssorgen ihren Muth benehmen.

Über den Styl in dieser

Schrift wird man nicht rechten. Ein *Cento* kann ohnmöglich so fliefsend geschrieben seyn, als ein Originalwerk, zumal da man auch nicht den geringsten Umstand, der sich benutzen läfst, übergehen will. Ich schliefse mit Ovid:

Haec — quae facio, judex mirabitur *)
aequus,
Scriptáque cum venia qualiacumque leget.
I. Tr. I. 45, 46.

---

*) Ich bitte dieses Wort in dem mildesten von allem schriftstellerischen Stolze entfernten Sinne zu nehmen.

St. Lorenz, im Januar 1808.

Der Verfasser.

Ovids Schicksale

während

seiner Verbannung.

Ovid war zu Sulmo, einer Stadt im Lande der Peligner, die 90000 Schritte von Rom entfernet lag *), geboren. Er betrat diese Welt in dem berühmten Jahre, in welchem die beiden Consuln Hirtius und Pansa im Mutinensischen Kriege umkamen.

Von seinen Eltern erzählt er nicht viel. Sein Vater starb im neunzigsten Jahre, und seine Mutter folgte diesem bald nach; ein zwiefacher Todesfall, der ihn aufserordentlich betrübte. Doch schätzte er sie und sich glücklich, dafs sie, durch einen frühern Tod weggerissen, die Strafe ihres Sohnes,

*) Oder 22½ deutsche Meile.

deren wir bald weitläuftiger erwähnen werden, nicht zu beweinen Ursache hatten. Früher noch verlor er seinen ältern Bruder, welcher sein einziger gewesen zu seyn scheint.

Seine Familie war aus dem Ritterstande, und zwar schon seit seinen Urältern. An Adel wurde sie von keiner andern Familie übertroffen, und das Vermögen, welches sie besafs, hielt die glückliche Mittelstrafse zwischen Reichthum und Armuth.

Von seiner Erziehung meldet er wenig. Schon als Knabe zeigte sich sein entschiedener Hang zur Dichtkunst. Er fing an heimlich und verstohlen zu dichten. Sein Vater rieth ihm davon ab. „Das Studium der Dichtkunst," sagte er, „sei ganz unfruchtbar, selbst ein so grofser Dichter, wie Homer, habe keine Reichthümer hinterlassen." Diese väterliche Ermahnung rührte ihn, er gab die Dichtkunst auf, und schränkte seine Versuche blofs auf prosaische

Arbeiten ein. Aber diese Mühe, seine Neigung zu unterdrücken, war vergeblich. Unwillkührlich fügten seine Worte sich in ein Metrum, und wenn er sprach, waren es Verse. Der Unglückliche dachte es damals sich noch nicht möglich: dafs er einst den Wunsch thun würde, nie gedichtet zu haben.

Seinen Hang zur Dichtkunst zu befriedigen, suchte er den Umgang aller Dichter damaliger Zeit, deren Worte er wie Göttersprüche verehrte. Nicht blofs, dafs er die ganze zahlreiche Menge der damals lebenden Dichter und ihre Werke kannte, er hatte mit den besten unter ihnen poetische Conversationen, in denen sie sich gegenseitig ihre Gedichte vorlasen. Zu diesen gehörte vorzüglich Macer, Properz, Ponticus, Bessus und Horaz. Den Virgil nur noch sehr wenig, und den Tibull gar nicht gekannt zu haben, bedauerte er sehr.

Es fehlte auch nicht an Leuten, die sein Talent durch Lob aufmunterten, und durch ihre Kritiken ihn leiteten; zu diesen gehörte vorzüglich der Vater des Messalinus. Auch that dieses der Vater des Fabius Maximus, der auch zuerst ihm rieth, seine Gedichte öffentlich herauszugeben. Und so hatte er wirklich die Freude, schon in seinem zwey und zwanzigsten Jahre dem Volke öffentlich vom Theater seine Schriften vorzulesen, und bald und schnell berühmt zu werden. Doch bethörte ihn dieser zeitige Ruhm nicht so sehr, dafs er von seinen Gedichten nicht manches als fehlerhaft hätte anerkennen, und es nicht lieber dem Feuer als dem Publiko hätte übergeben sollen.

Dieser Hang zur Dichtkunst erzeugte in ihm die Begierde zu einem ruhigen, sorgen- und arbeitslosen Leben, wenn es auch nicht schon sein schwächlicher Körper und seine Abneigung gegen jede andre Lebensart

gethan hätte. Soldat zu werden, kam ihm also, dieser Umstände wegen, gar nicht in den Sinn, und wenn er ja Waffen geführt, so war es nur in der Jugend, um damit zu spielen. Eben so wenig war er ehrsüchtig genug, um im Staate glänzen zu wollen. Als er daher das männliche Kleid angelegt hatte, und den Fesseln des Kindesalters entgangen war, blieb er vorzüglich der Dichtkunst treu. Doch verwaltete er zuweilen einige Aemter. So war er einst einer von den dreien Blutrichtern. Ein andermal einer von den hundert Männern, denen die Schlichtung der Streitigkeiten in Processund Erbschaftssachen oblag; ja auch zuweilen Richter in Privathändeln. Diese Aemter hatte er mit Unpartheilichkeit und Beifall verwaltet. Doch weiter ging er auch nicht, und was ihm nun noch übrig war, in den Senat aufgenommen zu werden, das hielt er für eine Last, die seinen Schultern zu schwer war.

Ob er fernere Ausbildung oder blofs Vergnügen suchte? genug, er machte viele Reisen; Athen wenigstens besuchte er in seiner Jugend, um seine Kenntnisse zu erweitern. Dann reiste er nach Asien, und zwar in Gesellschaft des Poeten Macrus, auch nach Sicilien, wo er ein ganzes Jahr sich aufhielt. Hier bestieg er den Aetna und besuchte die Städte Syracus, Catana, Enna; die Quellen Amapus und Cyana. Diese Reisen legte er theils zu Wagen, theils zu Schiffe zurück.

Er war noch sehr jung, als man ihm die erste Frau gab. Diese schickte sich durchaus gar nicht für ihn, denn sie war seiner völlig unwerth. Daher er auch nach einer kurzen Zeit sich von ihr scheiden liefs. Dann erhielt er eine zweite Frau, und ob wohl er ihr eben keine Schuld beimessen konnte, so trennte er sich doch wieder bald von ihr. Endlich erhielt er die dritte, die auch in seinem Exile und bis an den Tod

seine Gemahlin blieb. Diese Frau war schön, und auch selbst da noch jung, als er Rom verliefs und ins Exil ging. Sie beobachtete gegen ihn eine stets tadellose Treue, den unbescholtensten Ruf, und war das Muster einer guten Frau. Deswegen liebte er sie auch unaussprechlich, doch glaubte auch er ihrer ganz werth zu seyn.

Über die Kinder, welche er erzeugte, herrscht einiges Dunkel. Perilla war eine Tochter von ihm, aber es ist ungewifs, von welcher Frau? Wahrscheinlich von seiner ersten. Denn noch in seinen besten Jahren hatte Perilla ihn zweimal zum Grofsvater, jedoch von zweien Männern gemacht. Dieser hatte die Natur besondere Talente verliehen, und Ovid bemerkte an ihr frühe Anlagen zur Dichtkunst. Als er daher gewahr wurde, dafs sie die Musen und die Dichkunst liebte, so gab er ihr zu derselben selbst Anleitung. Er liefs sich oft die von ihr gemachten Gedichte vorlesen, beur-

theilte dieselben, und belehrte sie darüber. Auch las er ihr wiederum die seinigen vor, Und so brachte sie es dahin, dafs der Vater glaubte, höchstens die Sappho übertreffe seine Tochter. Übrigens war Perilla sehr schön, züchtig, und an einen Mann von sehr mittelmäfsigem Vermögen verheirathet, mit dem sie gerade in Afrika sich befand, als ihren Vater das traurige Loos traf ins Exil zu gehen. Aufser ihr hatte er noch eine Stieftochter, die an einen gewissen Suillius verheirathet war, und deren er weiter keine Erwähnung thut.

Unter diesen Umständen führte Ovid ein beschwerdeloses, angenehmes und weichliches Leben. In Rom selbst wohnte er unweit dem Capitol; aber aufser dieser Wohnung besafs er noch Gärten, die auf fichtenbewachsenen Hügeln lagen, wo drei Meilen von Rom der Flaminische und Claudische Weg sich vereinigten; ferner auch Landgüter unweit seiner Vaterstadt. In die-

sem seinem ländlichen Aufenthalte beschäftigte er sich entweder mit Dichten, oder er baute seine Gärten, und begofs seine Pflanzungen.

Den Genufs seines Lebens erhöhte ihm aufserordentlich die allgemeine Liebe, in der er stand. Sein Dichtertalent, die scherzhafte Laune, welche er besafs, die Bescheidenheit, die in seinen Mienen sich zu Tage legte, die Gleichmuth seiner Seele, seine Bereitwilligkeit, an jedem frohen Zirkel Antheil zu nehmen, ohne jedoch dabei die weise Mäfsigung zu überschreiten, und endlich der unbescholtene Ruf seines häuslichen Lebens, in welchem er stand, und welcher so grofs war, dafs selbst der Kaiser Augustus bei der Censur der Ritter ihn öffentlich billigte, alles dieses erweckte ihm aufserordentlich viele Freunde. Die Grofsen würdigten ihn häufig ihres Umganges, und andere bezeugten ihm ihre Achtung dadurch, dafs sie sein Bild mit Epheu be-

kränzten, oder es im Siegelringe an ihrem Finger trugen.

So viel Ehre macht meistens schwindlich. Ovid faſste daher eine sehr hohe Meinung von sich: „Er sei schon jetzt zu den gröſsten und geschätztesten Dichtern gerechnet worden. Sein Name habe einen groſsen Glanz, und der Ruhm, den er lebend erhalten habe, sei vorzüglich groſs. Aber dieser sein Ruhm werde ihn noch überleben, er werde in der ganzen Welt, und so lang als Rom stehe, gelesen werden.“ Ja! er glaubte, daſs er demjenigen, welchen er besang, durch seine Gedichte ein ewiges Denkmal gesetzet habe. Wenn er sich aber zuweilen alles Talent abspricht, und sich einen sehr geringfügigen Dichter nennt, so war dieses bloſs eine, für die jedesmaligen Zeitumstände, schickliche Demüthigung, auch wiederrief er es bald *).

*) Man sehe Anhang I.

In dieser so glücklichen Lage stürzte ihn plötzlich ein einziger Umstand. Ohne durch ein Decret des Senats verdammt, ja ohne auch einmal vor einen Richter gezogen zu werden, erhielt er den Befehl, ins Exil zu gehen. Dieser Befehl war ihm so unerwartet, dafs er gesteht, er würde es nie geglaubt haben, wenn es ihm auch selbst das berühmteste Orakel vorausgesagt hätte.

Und was war die Ursache? Über ihr ruht eine unbegreifliche Dunkelheit.

So viel sieht man gleich anfangs: ihm war höchst wahrscheinlich ein ewiges Stillschweigen über die wahre Ursache seiner Entfernung von Rom auferlegt worden. Man kann also aus dunkeln Äufserungen Ovids nur einiges ahnen. Aber die Ausbeute davon ist gering. Das sagt er offenbar: ein zweifaches Vergehen habe ihn gestürzt, seine Gedichte, und ein Irrthum. In Absicht auf das erste gesteht er

ein, sein Genie sei Schuld an seinem Falle, er habe demselben die Zügel gelassen, und sein Verbrechen bestehe nur in seinen Gedichten. Er nennt auch bald die Gedichte, die seinen Fall bewirkten. Es sind die Bücher der Liebe, und die Kunst zu lieben. Was sein zweites Vergehen, den Irrthum betrifft, so gesteht er darüber folgendes: „er habe unversehens etwas zu Gesichte bekommen, was er nicht sehen sollte." Und zwar war dieses offenbar ein Verbrechen, und noch dazu ein solches, das die Schamhaftigkeit beleidigen konnte, und besser war in ewige Nacht begraben zu werden. Auch das scheint deutlich zu erhellen, dafs die ganze Sache den August persönlich anging, und dafs dieser besonders durch Ovids Erscheinung, wo er nicht erscheinen sollte, war beleidiget worden.

Dem sei indessen, wie ihm wolle, ein Vergehen begangen zu haben, leuguet Ovid

selbst nicht ab, nur behauptet er standhaft und wiederholentlich: es sei durchaus kein grobes und schweres Verbrechen, sondern nur ein leichtes Vergehen, auch habe er dabei gar keine böse Absicht gehabt, wohl aber sehr thöricht, unklug und unvorsichtig gehandelt. Zugleich versichert er, dafs dieses unumstöfsliche Wahrheit sei.

Wenn indessen einige andre Aussagen den bisherigen Behauptungen zu widersprechen scheinen, wenn er sein Verbrechen für bedeutend erklärt, wenn er zugesteht, seine Strafe sei verdient, ja weit gelinder als sein Vergehen, indem er eine weit gröfsere Strafe, Leben, Güter und Bürgerrecht zu verlieren, verdient hätte; er sich auch selbst nicht anders gestraft haben würde, wenn er sein eigner Richter gewesen wäre: so hat er durch dieses Eingeständnifs offenbar nur seine Strafe zu mildern gesucht *).

*) Man sehe Anhang II.

Es ist wahrscheinlich, dafs Ovid, gleich nach erhaltener Weisung, ins Exil zu gehen, um sein Urtheil rückgängig zu machen, alles Mögliche versucht, und alle die Entschuldigungsgründe werde vorgebracht haben, die er nachher in seinem Exil theils einzeln, theils im Zusammenhange niedergeschrieben. Er glaubte mit folgenden Gründen sich entschuldigen und vertheidigen zu können. „Er habe stets rechtlich gelebet, er sei vom August stets deshalb gelobet worden, und habe einige Ämter im Staate mit Beifall und Treue verwaltet. Nun stürze ihn ein einziges Vergehen, er hätte seinem Genie blofs jugendlich die Zügel gelassen; seine Bücher von der Liebe wären auch so schlimm nicht, und ob wohl er sie nicht geschrieben, ja, nie gedichtet zu haben wünsche, so hätten sie doch keinem einzigen geschadet und keinen verderbet, als ihn selbst, und niemanden beleidiget. Ihn allein mache sein Dichtertalent unglücklich, da doch

auch Andere solche Sachen, ja noch viel ärgere beschrieben hätten, indem kein griechischer und römischer Dichter wäre, dessen Werke nicht von ähnlichen Dingen handelten. Seine Schrift sei auch schon so alt, dafs er nicht erst itzt hätte bestraft werden müssen. Als Jüngling habe er gesündiget, und werde als Greis bestraft. August selbst habe ihn im geringsten nicht getadelt, als er in der Rittercensur nach Herausgabe dieser Gedichte bei ihm vorbei gehen mufste. Itzt sei seine Strafe viel härter als sein Verbrechen, ja ärger als Todesstrafe. Andre, die weit schrecklichere Thaten begangen hätten, werden weit gelinder bestraft. Er hätte doch weit besser gehandelt, als die, welche gegen August Waffen getragen, und doch hätte er diesen oft verziehen, ja sie sogar mit Ehren überhäuft. August solle doch dem Jupiter nachahmen, der so sehr langmuthig sei: Immer sei er (Ovid) ihm ja auch ergeben gewesen, habe für ihn so

oft gebetet und geopfert, und habe in seinen Gedichten seiner stets rühmlich erwähnt. Er hoffe alles von der Seelengröfse Cäsars, die, je vorzüglicher sie sei, auch um desto versöhnlicher seyn werde; zumal da sich itzt eine Gelegenheit gefunden habe verzeihen zu können. Er bitte auch nicht um gänzliche Aufhebung der Strafe, sondern blofs um ein näher, gelinder und sicherer Exil. Denn itzt sei er der Entfernteste von allen römischen Exulanten."

Doch alle diese Vorstellungen waren fruchtlos. Das Edict des Augustus war einmal erfolgt, und, wie es scheint, von ihm selbst, und zwar in rauhen und harten Worten abgefafst. Wahrscheinlich war ihm in demselben vorgeworfen, dafs er durch seine Schriften Hurerei und Ehebruch begünstige. Zufolge dieses Edicte wurde Ovid zu einem ewigen Exile verdammt und zwar nach Tomi, jedoch nur für einen Relegirten, nicht Exulirten

erklärt *). Auch konnte er seine Güter, Vermögen und Bürgerrecht behalten. Demnach blieb dem Ovid nichts übrig, als sich in sein Schicksal zu fügen, allenfalls es zu bedauern, dafs er Lesen und Schreiben gelernet, wenigstens, dafs er für seine Gedichte keinen andern Gegenstand gewählt hatte, oder von seinem Genie wieder Hülfe, und von der Zukunft Linderung zu erwarten. Wirklich blieb auch sein ganzes Leben hindurch die Hoffnung stets rege, er werde noch einmal erlöset werden; obgleich es sehr begreiflich ist, dafs ihm denn doch von Zeit zu Zeit diese Hoffnung wieder sehr entsank.

Wir kehren wieder zu den Begebenheiten mit dem Ovid nach erhaltenem Urtheil zurück. Als er von der Unwiderruflichkeit desselben überzeugt war, sank er

*) Man sehe Anhang III.

vor Schrecken in eine völlige Bewufstlosigkeit, die lange anhielt. Nachdem er sich von ihr erholt hatte, stand ihm die Gröfse seines Elendes vor Augen. Er hielt sich für unaussprechlich unglücklich. Er sah es ein, dafs sein Leben ihm blofs gelassen sei, um sein Unglück recht zu fühlen. Er wünschte daher, dafs er lieber getödtet worden wäre. Denn in einem Exil, und zwar an einem so schrecklichen Orte zu leben, Strapazen zu erdulden, an die sein weichlicher Körper gar nicht gewöhnt war, das angenehme Leben aufzugeben, das er bisher geführt hatte, und als Römer Rom verlassen zu müssen, schien ihm das gröfste Unglück zu seyn. Diese Gedanken übermannten ihn so sehr, dafs er seinem Elende durch den Tod zu entgehen beschlofs. Er richtete daher sein Schwerdt gegen sich; aber ein Freund fiel ihm in den Arm, und rettete ihn. Dieser Freund war Celsus. „Was thust du," sagte er zu ihm, „nicht Blut,

Thränen hast du itzt nöthig. Diese haben schon oft den Zorn des Fürsten besänftigt. Sein Zorn ist versöhnbar; lebe! und gieb die Hoffnung nicht auf, Verzeihung erhalten zu können."

Eine der unangenehmsten Empfindungen für den Ovid war unstreitig diejenige, welche die Erfahrung von der Veränderung seiner Freunde ihm bewirkte. Nach gefälltem Urtheile folgte der grofse Haufe sogleich dem Tone, den August angegeben hatte, und Ovid, der in seinen glücklichen Tagen so viele Freunde gehabt hatte, sah sich itzt fast von allen verlassen. Einige thaten es aus Furcht, an seinem Schicksale Theil nehmen zu müssen, und diesen schien er noch am ersten verzeihen zu können. Andere gingen indessen so weit, dafs sie seine Bekanntschaft ableugneten, ihn aushöhnten, ja sein Exil und Strafe für zu gelinde hielten. Wenige nur blieben ihm unerschüttert treu, und lei-

steten ihm in seinem Unglücke ersprieſsliche Dienste.

Endlich nahte der schreckliche Tag seines Abschiedes heran. Die Nacht vor demselben war die traurigste seines Lebens. Sie wurde durchwacht, und durchweinet, und das Andenken an dieselbe erregte ihm auch noch in der Folge die bittersten Thränen. Einige wenige seiner treuesten Freunde, zu welchen vorzüglich Carus, Celsus und Maximus gehörten, waren zugegen. Der andere Haufe hielt sich entfernet, und hatte sogar Solchen Platz gemacht, die Ovid in seinen glücklichen Tagen wenig gekannt hatte. Alle diese nun, die sich gegenwärtig befanden, waren unaussprechlich betrübt, weinten und heulten, gerade als wenn sie in einem Begräbnifshause sich befunden hätten. Männer, Frauen und selbst die Sklaven weinten, und es war kein Winkel des Hauses, der nicht Zeuge des allgemeinen Jammers

gewesen wäre. Ovid selbst war halb sinnlos und seiner sich kaum mehr bewufst. Seine Frau weinte noch heftiger, hing an seinen Armen, und benetzte seine Wangen mit ihrem Thränenstrome.

Es war Mondschein: Ovid sammelte sich, blickte zum Capitol, und betete: — „Ihr Götter," sprach er, „ich scheide auf ewig. Nehmt doch von mir Flüchtlingen den Hafs, der auf mir ruht. Belehrt den erhabenen Fürsten, welch ein Irrthum mich blendete, dafs er versöhnet werde, und ich aufhöre elend zu seyn." Seine Gattin warf sich mit fliegenden Haaren vor dem ausgelöschten Heerde nieder *), und betete für ihren Mann zu den Laren und Penaten; aber Schluchzen unterbrach unaufhörlich ihre Worte.

---

*) Man löschte allemal bei den Römern das Feuer auf dem Heerde aus, wenn ein Unglück sich ereignet hatte.

Die Nacht neigte sich zu Ende, und mahnte den Ovid an seine Trennung. O! wie sehr fesselte den Unglücklichen die Liebe zu seinem Vaterlande. Aber es mufste geschieden seyn; denn es sollte der Tag der ihm anbefohlnen Abreise anbrechen. Seine ihm bestimmten Begleiter drängten ihn. Aber immer antwortete er: „überlegt doch, welchen Ort ihr itzt verlafst, und wohin ihr euch begebt.“ Mehreremale eilte er an die Thüre, ward eben so oft zurückgerufen, und wie gern opferte er seiner Neigung diesen Verzug. Oft sprach er das letzte Lebewohl, gab den letzten Abschiedskufs, und liefs sich dann von neuem in ein Gespräch ein. Aber wie verwirret war er; oft wiederholte er den schon einmal gegebenen Befehl, und auch diesen unterbrach er, seine Blicke auf die Geliebten heftend. „Warum eile ich doch so sehr?“ fing er wieder an. „Es ist ja Scythien, wohin man mich schickt, und Rom, was

ich verlassen muſs. O! um beider Ursachen willen ist mein Verzug — gerecht. Am Leben soll ich bleiben, und doch für immer meiner Gattin, meiner Familie, meinen redlichen und geliebten Hausgenossen, und auch euch, meinen Freunden, entsagen. Ich habe euch mit Brudersinne geliebt, und auch ihr habt euch an mich mit unerschütterlicher Treue gekettet. O! ich will in euren Umarmungen hängen, so lange es mir noch erlaubt ist. Ach! vielleicht geschieht es zum leztenmale, und nie wieder! Nur diese Stunde ist gewiſs noch mein.“ — Er wollte noch mehr sagen, aber die ihn durchkreuzenden Gedanken machten seine Stimme stocken.

Indem ging der Morgenstern auf; ein Anblick, der Oviden das tödtlichste Schrekken erzeugte. Zugleich erhob sich von allen Seiten Geheul und Geschrei, man schlug sich leidenschaftlich an die Brust, und Ovids Gattin warf sich weinend ihrem

Gemahl um den Hals, der nun wirklich zu scheiden im Begriff war. „Man soll mich von dir nicht reifsen, rief sie aus, mit dir will ich gehen, dir will ich folgen, will das vertriebene Weib eines Vertriebenen seyn. Auch mir steht der Weg offen, auch ich werde einen Platz in dem fernen Lande finden. O! ich will auf der Reise dir nicht beschwerlich fallen. Dich treibt der Zorn des Kaisers aus deinem Vaterlande, mich eheliche Liebe. Sie vertrete bei mir die Stelle des fürstlichen Befehls.“ — So sprach sie, und nur mit Mühe liefs sie sich überreden, diesen so oft geäufserten Wunsch aufzugeben.

Und nun entrifs sich Ovid seinen Lieben, und verliefs in Trauerkleidern, ungewaschen und mit herabhängenden Haaren das Haus. Der Unglückliche hatte damals schon sein funfzigstes Jahr zurückgelegt, und die Spuren des herannahenden Alters zeigten sich schon in den eisgrauen Haa-

ren, die unter seine übrigen sich schon gemischt hatten.

Kaum hatte er das Haus verlassen, so sank seine Gattin, deren Auge der Schmerz umdüsterte, halb entseelt zu Boden. Dann erhob sie sich wieder, um laut zu klagen. Bald jammerte sie um sich, bald um ihre nun verödete Wohnung, und rief wiederholentlich den Namen ihres Mannes aus. Heftiger hätte sie nicht weinen können, wenn sie an der Leiche des Mannes und der Tochter gestanden hätte. Ja sie entschlofs sich sogar zu sterben, und gab diesen Entschlufs nur bei dem Gedanken auf, ihrem unglücklichen Manne durch ihr Leben noch nützen zu können.

Von hier verläfst uns Ovid eine Zeitlang in der Erzählung seiner Begebenheiten. Wir finden ihn erst auf dem adriatischen Meere wieder. Kein Wort in allen seinen Schriften, wo er zu Schiffe gestiegen sei, kein Wort von seinen Empfindun-

gen und Begegnissen auf der Reise zu Lande nach dem Ort seiner Einschiffung. Doch ist es sehr glaublich, dafs er sein Schiff zu Brundusium bestiegen habe, und eben so glaublich, dafs die Nachricht von seiner Landreise zwar vorhanden gewesen, aber verloren gegangen sei *).

Wir begleiten also itzt den Ovid auf seiner Seereise. Zu dieser sich gehörig zu rüsten, sich Gefährten und Sklaven auszulesen, oder mit den gehörigen Kleidern und Bedürfnissen sich zu versehen, hatte er weder Zeit noch Ruhe genug gehabt. Auch scheint er darinnen keine freie Wahl gehabt zu haben, sondern ist wahrscheinlich mit dem Nöthigsten, vorzüglich aber mit Gefährten, vom August versehen worden. Denn er beschweret sich bitterlich, dafs diese ihn auf der Reise bestohlen, ja sogar ihm nach dem Leben getrachtet haben.

---

*) Man sehe Anhang IV.

Diese Reise geschah im December. Welch ein Schrecken für den Schwächling, dafs bald nach seiner Abreise ein Sturm sich erhob! Itzt, da ihn blofs Himmel und Wasser umgab, bezog sich jener und fing dieses an aufzuschwellen. Die Wogen thürmten sich zu hohen Bergen, dann stürzten sie wieder in die Tiefe hinab. Dabei machte ihr Schlagen an die Seiten des Schiffes ein fürchterliches Getöse, ja sie schlugen auch von allen Seiten hinein, und umspülten die Schiffsgötter, und ihn selbst benetzten sie oft, wenn er im Gebete begriffen war. Mit diesem Schrecken verband sich der brüllende Sturm, der abwechselnd aus allen Weltgegenden wüthete. Oft verjagte er seine Worte; machte die Breter des Schiffs ertönen, das Tauwerk rauschen, das Schiff krachen. Das fürchterliche Schauspiel zu vollenden, wechselte Donner und Blitz immerwährend mit einander ab. In der Angst weifs der Steuermann nicht, was er thun

voll; selbst der Schiffer erblafst, und überläfst das Schiff seiner Willkühr. Deswegen, und weil der Wind widrig war, trug es sich denn zu, dafs Ovid auf dem ionischen Meere von den illyrischen Küsten noch einmal nach Italien zurückgetrieben wurde, und dieses wieder zu Gesichte bekam.

Man kann leicht denken, wie dem Ovid unter diesen Umständen zu Muthe gewesen seyn mag. Nichts war ihm, wie jedem Römer, schrecklicher als der Tod im Meere, und diesen mufste er itzt befürchten. Ja, er erwartete ihn sogar ganz gewifs! Wie sehr freute er sich nicht, dafs seine Frau von diesem Elende, welches er itzt ausstand, nichts wufste, und dafs er es ihr nicht nachgegeben hatte, mit zu kommen, weil er sonst den ihm bevorstehenden Tod hätte doppelt erleiden müssen. Wie sehr wünschte er itzt, das sonst so sehr verabscheute Tomi doch zu erreichen. Dem ohngeachtet mufs das anhal-

tende Wetter ihn auch itzt schon abgehärtet haben, denn er gesteht, dafs, ohngeachtet er furchtsam sei, die Noth ihn kühn mache, und dafs er auf dem adriatischen Meere Gedichte niedergeschrieben habe, deren Verfertigung doch sonst ein ruhiges Gemüth erfordere.

Endlich liefs der Sturm nach, die Wolken theilten sich, und das wilde Meer hörte auf zu toben. Der Sturm hatte also weiter keine Folgen für ihn, als dafs die Reise sich verzögerte und das Schiff beschädigt war, welches er ohnehin als baufällig schildert. Und so kam denn Ovid ohne weitere Vorfälle durch den corinthischen Meerbusen nach dem berühmten Isthmus, über welchen er eine Landreise machte, und sich zu Kenchrea, einem Hafen von Corinth, wieder einschiffte. Dieses neue Schiff, welches er itzt bestieg, war der Minerva geheiliget, von deren gemaltem Helme es auch den Namen führte. Dieses war viel dauerhaf-

ter als das vorige, und konnte dem Wasser und dem Sturme mehr Trotz bieten. Dabei war es ein guter Seegler und zum Rudern aufserordentlich geschickt.

Als das Schiff Kenchrea verlassen hatte, kam es den Cycladen vorbei, nahm darauf den Weg nach Troja, passirte bei Imbrus, und gelangte mit einem leichten Winde nach Samothrace, woselbst es landete, indem es der Landung nöthig zu haben schien. Diesen Weg legte Ovid ebenfalls nicht ohne Sturm zurück, auch hier thürmte sich das Wasser, und das Tauwerk rauschte. Auch itzt schlugen die Wellen in das Schiff, und den Steuermann verliefs auch hier der Muth; er vergifst seiner Kunst, und kann nur beten. Aber Ovid war nun mit dem Sturme schon vertrauter. Mehr als diesen fürchtete er itzt schon wieder den Ort seines Exils, von welchem er auf der Reise widrige Nachrichten eingezogen zu haben scheint. Auch konnte er schon bei dem Brausen des Meeres,

ja bei allen möglichen Wettern dichten, obwohl ihm dabei unterweilen die Hand zitterte.

In Samothrace verliefs Ovid sein zu Kenchrea bestiegenes Schiff, und begab sich auf ein anderes, das ihn nach Thracien, und zwar nach Tempyra bringen sollte. Denn er hatte sich entschlossen Thracien zu Fufse zu durchwandern *). Von dieser Landreise giebt er keine Nachricht, doch scheint es glaublich, dafs er noch einmal an irgend einem Orte das Schiff bestiegen habe **).

Als er Samothrace verlassen hatte; verliefs auch das Schiff, welches ihn dahin gebracht, diese Insel, und passirte auf seiner Küstenfahrt folgende Örter: Dardania, Sestos und Abydos, Lampsacus, Cycicus,

---

*) So heifst es nach den Worten. Wahrscheinlich aber soll es nur so viel sagen als: überhaupt zu Lande reisen.

**) Man sehe Anhang V.

Byzanz, die Cyanischen Inseln, den Thynniauischen Meerbusen Apollonia, Anchialos, Calatis, und langte endlich zu Tomi an.

Dieses Land, in welches Ovid relegirt wurde, war eigentlich Mösien, und zwar besonders derjenige Theil desselben, welcher Nieder-Mösien hiefs. Ovid nennt es indessen verschiedentlich, theils von dem Meere, an welchem es lag, Pontus, theils von den Völkern, welche es bewohnten: Scythien, das Land der Geten, der Sarmaten, ja auch sogar der Thracier, ohngeachtet eigentlich blofs das benachbarte Land diesen Namen führte. Es wird, von der Donau gegen Norden; vom Pontus Euximus gegen Osten; vom Gebirge Hämus, welches dasselbe von Thracien schied, gegen Süden, begrenzt. Gegen Westen lag Ober-Mösien. Nach Ovids wiederholter Versicherung, war dieses Land, zu dem er geschickt wurde, das äufserste der Welt; und, wenn er auch zugeben mufs, dafs

jenseits der Donau noch Völker wohnen, so glaubte er doch, dafs hinter diesen blofs kalte und unbewohnbare Gegenden wären. Die Einwohner von diesem Mösien waren Geten, die an dem Meere und der Donau das Hauptvolk ausgemacht zu haben scheinen; Sarmaten, Bessen, Thracier, Scythen und Griechen. Jenseits der Donau wohnten: Iazyger, Colcher, Metereer, Geten, Bastarner, Sauromaten und Corallen.

Dieses Mösien nun, wohin Ovid relegirt war, gehörte den Römern. Es erhellt das theils daraus, dafs Ovid sagt, hier sei die Grenze des römischen Reichs, und namentlich begrenze die Donau dasselbe; theils weil in dieses Land römische Statthalter geschickt wurden, deren er zwei erwähnt, des Vestalis und Flaccus. Demungeachtet müssen die Römer einem benachbarten thracischen Könige, dem Cotys, auch einen Strich in Mösien, wahrscheinlich die See- und Flufsstädte abgetreten haben. Denn

Ovid sagt ausdrücklich, dafs er innerhalb den Besitzungen dieses Königes Cotys wohne. Wiederum aber scheinen diese dem Cotys zuständigen Städte, und namentlich Tomi, nur unter der Oberherrschaft desselben gestanden, und ihre eigene Regierungsform gehabt zu haben *).

Ehe wir uns nun um den Zustand des Ovids bekümmern, in welchem er an dem Orte seiner Verbannung lebte, wollen wir aus den fragmentarischen Nachrichten, die er uns davon gegeben hat, die Beschaffenheit des Landes und seiner Einwohner kennen lernen.

Das Land war gebirgig, die Küste des Pontus felsig, sandig, und ohne sichere Häfen. Die ganze Gegend, so weit Ovid sie kannte, war äufserst traurig, so, dafs die Einwohner selbst über ihre Rauheit sich beschwerten. „Rund umher wächst kein

*) Man sehe Anhang VII.

Baum, oder, wenn auch zuweilen sich einer findet, so ist er unfruchtbar, und ohne Laub. Doch in weiter Ferne befinden sich einige Wälder, aus welchen zuweilen das rauhe Gekrächze der Wasservögel, der einzigen, deren Stimme man in dieser Gegend hörte, herübertönt. Eben so wird kein Obst gezogen, kein Wein gebaut, selbst kein Ackerbau, oder doch nur höchst selten getrieben; wohl aber Viehzucht, doch tragen die Schafe nur grobe Wolle.“ Das einzige Naturprodukt, dessen Ovid erwähnt ist weifsblättriger Wermuth, der häufig auf den Feldern wächst. Auch ist die Gegend wasserarm, es giebt keine Quellen, und die Einwohner müssen Meerwasser trinken, welches sie als Eisstücke aus dem gefrornen Meere hauen. Wenn indessen Ovid dennoch eines Baches erwähnt, so scheint dieses allerdings nur zu den Ausnahmen zu gehören, weil er sonst nicht erzählen könnte, dafs der Mangel des

Wassers den Feind vom Verfolgen zurückhalte.

Noch traurigər schildert Ovid das Klima von Mösien. Selten scheint die Sonne, das Meer tobet unaufhörlich. Die Luft ist immer kalt, ein Winter folgt bald auf den andern. Alsdann schneit und frieret es, und es stürmen die Nordwinde, und zwar so entsetzlich, dafs Thürme umgeworfen und Dächer abgedeckt werden. Den gefallenen Schnee löset während des Winters nicht die Sonne, kein Regen auf. Ja! wenn der erste Schnee noch nicht geschmolzen ist, kommt schon der zweite, und bleibt oft bis ins andere Jahr liegen. Eben so ist die Erde fast immer mit Eis bezogen; alles gefrieret, und auch der Wein, so dafs er zum Gebrauch in Stücken gehauen werden mufs. Ist der Wind anhaltend, so frieret auch die Donau, und selbst der Pontus Euxinus zu. Warum sogar dieser friere, davon glaubt Ovid die

Ursachen gefunden zu haben, welche jedoch die neuern Physiker kaum für vollgültig erklären dürften. „Man sei, meinte er, in der dortigen Gegend gar zu nahe dem Nordpole, dem vorzüglichsten Sitze der Kälte. Deswegen sei auch hier der Nordwind recht zu Hause, dahingegen der Südwind selten und schwach wehe. In den Pontus stürze eine grofse Menge Flufswassers, verdünne ihn, und mache ihn gefrierbar, weil das süfse Wasser leichter ist, und oben schwimmt, das Meerwasser hingegen als schwerer zu Boden fällt.“ Übrigens, erzählt er, werde das Eis so stark, dafs man darüber reiten und fahren könne, welches er selbst versucht, und zu seinem Erstaunen lebendige Fische unter dem Eise wahrgenommen habe. Von der Beschaffenheit des Sommers berichtet er uns nichts; der Frühling sei durchaus nicht ordentlich, und werde blofs am schmelzenden Schnee erkannt.

Diese traurige Beschaffenheit des Landes erhöht noch eine eben so abschreckende Schilderung der Einwohner. Hier mufs ich indessen gleich Anfangs die Bemerkung machen, dafs Ovid beim folgenden Gemälde die verschiedenen Völker durch einander wirft, so dafs man nicht recht erkennen kann, welches Datum diesem oder jenem Volke angehört. Doch ist zweierlei glaublich: 1) dafs alle die Völkerschaften, welche Ovid kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, in Sprache, Sitten u. s. w. sich ganz gleich gewesen sind, weil sie zu einem grofsen Völkerstamme (dem scythischen) gehörten. Dann aber: 2) dafs Ovid bei seiner Schilderung vorzüglich die Geten vor Augen habe.

Was nun zuförderst die Kleidung der Einwohner betraf, so war sie dem rauhen Klima aufserordentlich angemessen. Sie kleideten sich in Felle oder Pelze, von denen sie das Rauche nach aufsen kehrten.

Ihre Beine bedeckten sie mit langen und weiten Hosen, und verhüllten sich überhaupt so, dafs von dem ganzen Leibe nur blofs das Gesicht frei blieb. Ihre Haare, die, wenigstens bei einigen Völkerschaften, goldgelb waren, hingen ihnen in das Gesicht, und diese so wohl, wie auch ihren Bart, liefsen sie wachsen. Sie trugen einen Bogen, dessen Sehnen aus Pferdehaaren bestanden, Köcher und Pfeile, welche aufserordentlich weit flogen, bunt gefiedert, mit Widerhaken versehen, und vergiftet waren. Und zwar scheinen sie ein nasses Gift bei sich getragen zu haben, in welches sie beim Gebrauch ihre Pfeile tunkten. Auch trugen sie Wurfspiefse, die ebenfalls vergiftet waren, und an den Seiten ein Messer. Sie hatten einen wilden Blick, und eine rauhe Stimme. Unaufhörlich safsen sie auf ihren Pferden, welche mehrentheils thracischer Race, schnell und zu langen Reisen geschickt waren. Das ganze Äufsere

dieser Einwohner war demnach so beschaffen, dafs der delikate Italiener, wenn er sich vor ihnen auch nicht fürchtete, doch wenigstens einen Abscheu vor ihnen hatte.

Eben so wenig anlockend war ihre geistige Beschaffenheit, ihr Charakter, und ihre Sitten. Sie waren dumm; daher es kein Wunder nehmen darf, wenn Ovid sich für das gröfste Genie der dortigen Gegend erklärt; inhuman, ungesittet und wild, ja eins der wildesten Völker des Erdbodens. Diese Wildheit, welche sich freilich durch das bei ihnen gebräuchliche Menschenopfer hinlänglich beurkundete, erhob sie indessen zu einem sehr kriegerischen Geiste, welchen sie in unaufhörlichen Kriegen unaufhörlich übten. Sie lebten vom Raube, waren rachsüchtig und stets bereit mit ihren Dolchen zu spielen, scheuten keine Gesetze, sondern übten blofs das Recht des Stärkern aus, und entschieden ihre Händel mit dem Schwerte, daher auf dem Markte oft Blut

vergossen wurde. An Künste und Wissenschaften war also unter diesen Umständen gar nicht zu denken. Ihre Weiber verstanden nicht einmal die Kunst zu spinnen, und von den häuslichen Geschäften derselben meldet Ovid weiter nichts, als dafs sie Getreide mahlen, und den Bedarf des Wassers auf ihren Köpfen herbei trugen.

Doch bei allen diesen häfslichen Eigenschaften verkennt Ovid auch einige gute Seiten nicht, die sie an sich hatten. Sie waren nicht ganz gefühllos, zum Mitleiden geneigt, hatten einen Sinn für wahre Freundschaft, wufsten Verdienste anzuerkennen, und hatten doch wenigstens so viel ästhetische Tendenz, dafs Gedichte ihnen Töne des Beifalls ablocken konnten.

Was endlich die Sprache betrifft, welche von den Einwohnern geredet wurde, so war diese theils Thracisch, theils Scythisch, welche letztere wohl mit der Getischen einerlei ist. Ehedem wurde in den

Strichen, wo sich Griechen niedergelassen hatten, auch Griechisch gesprochen; aber die reine Griechische Sprache wurde von der Getischen verdrängt, indem die erstere sich mit der letztern vermischte. Zu Ovids Zeiten waren von der Griechischen Sprache noch einige Spuren übrig, und auch dies Wenige wurde schon Getisch accentuirt. Übrigens meint Ovid, dafs die Sprache dem Gebrülle der wilden Thiere nicht unähnlich gewesen sei.

Bevor wir uns wieder nach dem Ovid umsehen, wollen wir noch mit wenigen Worten den eigentlichen Ort seines Exils, die Stadt Toml, kennen lernen. Sie war griechischen Ursprungs, und eine Colonie der Kleinasiatischen Stadt Milet. Ihr Name war aber viel älter als ihre Gründung, und hatte folgenden Ursprung: Medea, eine Fürstentochter aus Colchis, die ihrem Vater entflohen war, landete an dieser Küste. Ihr Vater verfolgte sie zu Schiffe, man sieht

von einem Berge seine Segel nahen, und Medea ruft aus; „Wir müssen entweder den Vater durch irgend einen Frevel von der Verfolgung abhalten, oder wir sind verlohren.“ Sie ergriff also ihren Bruder Absyrtus, tödtete ihn, trennte seine Glieder von einander und streute sie in der Gegend umher. Von dieser Frevelthat erhielt die Gegend den Namen Tomi, denn dieses Wort bedeutet: Zerstückelung.

Diese Stadt Tomi nun stand entweder ganz nahe, oder doch nicht sehr weit vom Ausflusse der Donau, einem Strome, der dem ägyptischen Nil so sehr ähnelte. Diese Stadt, geschützt durch Thore und Mauern, welche letztere jedoch sehr niedrig und klein waren, lag übrigens auf einem Hügel, hatte eine Warte, den herannahenden Feind zu beobachten, und ward durch eine kleine Festung vertheidiget.

Die Einwohner von Tomi waren Geten, Sarmaten und Griechen, doch die ersten in

gröfserer Anzahl. Die Griechen hatten nicht blofs die Sprache der Geten, sondern auch ihre Sitten und Kleidung angenommen.

In dieser Städt lebte nun der relegirte Ovid. Er wohnte bei einem Barbaren, der den gröfsten Theil des Hauses eingenommen hatte. Seine Wohnung war nicht bequem, doch scheint sie Ovid sich nach seiner Art eingerichtet zu haben. Wenigstens hatte er in derselben eine Kapelle sich angelegt, in welcher er das Kaiserliche Haus göttlich verehrte, und an jedem Morgen ihm das gewöhnliche Frühopfer brachte.

So viel über Ort und Menschen, zu denen Ovid verwiesen war. Wir kehren itzt zu ihm selbst zurück.

Als er im Exil angelangt war, konnte er nichts als weinen. Er hielt seine Verweisung für eine gröfsere Strafe, als den Tod, und bejammerte es, diesen von der Hand des Kaisers nicht erhalten zu haben. Alles, was ihn umgab, der Ort, die Men-

schen, und ihre Sitten, besonders in Vergleichung mit dem, was er in Rom zurückgelassen hatte, senkte ihn in tiefe Betrübnifs. Immerwährend hielt diese an, und ob wohl die Zeit sonst alles zu lindern vermag, so konnte sie doch seinen Jammer nicht mildern. Ja mit dem Fortrücken der Zeit wurde ihm sogar alles unerträglicher. Er befand sich itzt freilich in einem Alter, in welchem man gewöhnlich die Früchte seiner Arbeiten im Schoofs der Ruhe und seiner Familie einzuerndten pflegt; und es läfst sich wohl erklären, wenn diese Vorstellung seine Leiden unbeschreiblich machte, und er es uns versichert, dafs seine Klagen weit geringer wären, als sein Elend. Diese unangenehmen Empfindungen erhöhte er sich indessen durch oft wiederhohltes Phantasieenspiel, sich im Geiste Rom, sein Haus, seine Lieben, vorzüglich aber seine Frau vorzustellen. Diese so herzlich geliebte Frau nur einmal sehen und küssen zu kön-

nen, wünschte er sich oft im Fluge zu ihr hinüber, fand aber denn auch freilich bald, wie thöricht diese Wünsche seyn.

Auch die Länge der Zeit machte ihm sein Schicksal nicht erträglicher. Er war schon zwei Jahre im Exil, und doch hatte er noch nicht an Geduld sich gewöhnt, und das Gefühl seines unglücklichen Zustandes war noch ganz neu. Er war schon drei Jahre im Exil, aber er glaubte schon zehn Jahre von Rom entfernet zu seyn, so sehr langsam verstrich ihm die Zeit. Er war vier, fünf, sechs Jahre schon da, und doch hörte er noch nicht auf zu weinen, und doch dauerte noch immer sein Elend fort, und doch riss ihn die alles verzehrende Zeit noch nicht hinweg, so sehr ihm auch das Leben zuwider war, und so sehnlich er sich auch den Tod wünschte. O! wie viel Gelegenheit hatte er itzt, die That bitter zu bereuen, die ihm dieses Elend zugezogen hatte.

War indessen sein Gemüthszustand traurig, so war die zerrüttete Gesundheit seines Körpers noch bemitleidenswerther. Er konnte an Klima und Wasser sich nicht gewöhnen. Beides hatte auf ihn einen schädlichen Einfluss, welches bei ihm, einem alten Manne, dem die Haare schon weiss wurden, und der ehedessen an eine ganz andere Lebensart gewöhnt war, auch wohl begreiflich ist. Er wurde daher bald im Exil krank, und zwar so heftig, dass er phantasirte. Das Traurigste war, dass es daselbst weder einen Arzt gab, noch Speisen, die für einen Kranken zuträglich gewesen wären. Schon war er sehr in Gefahr, als man noch durch etwas Wein ihn rettete, den man ihm in den Mund flösste. In dieser Krankheit liess er seine Briefe, die er dictirte, von einer fremden Hand schreiben. Aber auch dabei musste er oft abbrechen, weil seine Stimme ermattete, und seine Zunge trocken wurde.

Aber auch selbst als diese Krankheit vorüber war, hatte er keinesweges seine vorige Gesundheit wieder erlangt. Die Schilderung, die er in dieser Hinsicht von sich macht, ist einfach und rührend. Er ist immerwährend krank und leidet tagelang an Seitenschmerzen, weil er sich so oft erkältet. Er wird mager, ist Haut und Knochen, hat keine Kräfte, ihm schmeckt keine Speise, weil er Appetit und Geschmack verloren hat, auch gar nicht verdaut. Er hat eine blasse Farbe, weiſse Haare, Runzeln, und kann vor Schwäche seinen Körper kaum mehr tragen, und würde nicht mehr zu erkennen seyn. Auch des Nachts hat er keine Ruhe, er bringt sie schlaflos zu, und wird von fürchterlichen Träumen geängstiget. Bald entflieht er in seinem Traume den sarmatischen Pfeilen, die ihn verfolgen; bald reicht er seine Hände dar, läſst sich fesseln und gefangen wegführen; oder es steigen auch wohl angenehme Phantome in

ihm auf. Er sieht sein Vaterland, seine Wohnung, spricht mit seinen Freunden und der geliebten Gattin. Aber nur kurz dauert diese Seligkeit. Er erwacht, und findet sich dann nur desto elender.

Wenn man diese Schilderung Ovids von seinem Körper- und Seelenzustande liest, so wird man leicht verleitet zu glauben, er übertreibe es. Allein sehr krank und sehr betrübt konnte ein Mann von dem Alter wohl werden, welcher ein rauhes unfruchtbares Land mit dem cultivirtesten Striche des Erdbodens, und eine sehr beschwerliche Lebensart mit der angenehmsten und weichlichsten hatte vertauschen müssen. Zudem gesteht Ovid auch ein, dafs er in der Folge anfing muthiger zu werden, sich an sein Elend zu gewöhnen, und, durch immerwährende Leiden abgehärtet, diese geduldiger zu ertragen. Steht diese Äufserung mit der obigen, dafs die Zeit seine Leiden durchaus nicht lindere, in einem scheinba-

ren Widerspruche: so ist hier wohl blofs der einzige Fall, wo Ovid übertreibt. Und das kann man ihm wohl verzeihen, denn er glaubte in solchen Klagen ein Mittel zu finden, seine Zurückberufung zu befördern.

Ein Umstand, der dem Ovid das Exil vorzüglich unerträglich machte, und ihn zu den öftersten und lautesten Klagen erhob, war die immerwährende Furcht, in welcher er, der unaufhörlichen Kriege wegen, leben mufste. Das Land, in dem er lebte, war vorzüglich feindselig. Unzählige kriegerische Völker wohnten rund umher, besonders jenseits der Donau, und alle diese waren feindlich gesinnt und blutgierig. Um sich gegen diese Feinde zu sichern, pflügte niemand das Land, oder wenn es geschah, so waren die Ackersleute bewaffnet, und eben so der Hirte, welcher weniger die Einfälle der Wölfe, als die der Feinde, fürchtete. Vor den Mauren von Tomi war

es gar nicht sicher. Die Stadt selbst hielt ihre Thore stets verschlossen, und war demohngeachtet auch dadurch kaum hinlänglich vertheidigt. Auf der Warte der Stadt mufste unaufhörlich ein Wächter den herannahenden Feind beobachten, und, sobald er erschien, ein Zeichen geben, dafs die Stadt sich bewaffnen konnte. Diese Vorsicht hält auch dann an, wenn auch scheinbarer Friede ist. Vorzüglich beginnen diese Kriege, sobald das Eis liegt. Alsdann brechen die Feinde von dem jenseitigen Ufer der Donau ein. Sie sind zu Pferde mit schnellfliegenden vergifteten Pfeilen und mit Wurfspiefsen bewaffnet. Schnell wie ein Vogel eilt der Feind herbei, und raubt, ehe er noch kaum wahrgenommen ist. Wen er aufserhalb den Thoren trifft, schleppt er fort, oder ermordet ihn. Alles entflieht vom platten Lande. Der Feind plündert die unbeschützten Güter, und treibt das Vieh, die Wagen und andere beweglichen Sachen des

Landmanns fort. Was er nicht mitnehmen kann, zerstört er, läfst die Hütten in Feuer aufgehen, und verwüstet das Land. Dann reitet er an die Mauern von Tomi, um zu recognosciren, und belagert sie. Den Bogen hält er immerwährend gespannt, bis er einmal zum Schusse kommen kann. Dann fallen unzählige Pfeile in die Stadt, hängen an den Dächern, und liegen haufenweise auf den Strafsen. Das Beste dabei war noch, dafs die wasserarme Gegend den Feind vom Nachsetzen zurück hielt. Der arme Ovid, der von diesem immerwährenden Waffengeräusche umgeben war, mufste in seinem Alter zu den Waffen greifen, die er in seiner Jugend kaum zum Spiele geführt hatte, und es war ihm besonders traurig, dafs er unter allen römischen Exulanten der einzige war, den die Noth zwang zugleich Soldat zu seyn.

Wenn in dieser Schilderung nichts Übertriebenes ist, was itzt nicht mehr entschie-

den werden kann: so sieht man wohl ein, dafs Ovid seine Zeit sehr traurig verlebt habe. Aber auch selbst in den Augenblicken, wo er mehr Ruhe genofs, hatte er nichts, das seine Zeit ihm angenehm vertreiben konnte. Als er seine neue Lebensart zu Tomi begann, verstand er die Sprache des Landes nicht. Die Barbaren, unter denen er wohnte, redeten durchaus kein Latein, und selten fand er einen andern, der dieser Sprache mächtig war. Ja! die Geten waren gar so unhöfli[illegible]hn mit seinem Latein auszulachen, und ihn für einen Barbaren zu erklären. Um sich doch einigermafsen ihnen verständlich zu machen, mufste er sich der Geberdensprache bedienen. Allein nicht blofs, dafs ihm auf diese Weise das Süfse der mündlichen Unterhaltung entging, es machte ihn die Unkenntnifs der Getischen Sprache noch dazu argwöhnisch, indem er jedesmal, wenn die Sarmaten sprachen, befürchtete, sie redeten Böses von ihm, und

würfen ihm sein Exil vor. Er wurde daher gezwungen, die Sprache des Landes zu lernen, und brachte es denn endlich so weit, dafs er sie völlig verstand. Obwohl er nun davon den Nachtheil zu haben glaubte, dafs er seine eigne Muttersprache verlernte, weshalb er auch mit sich selbst zuweilen Latein sprach: so hatte er doch auch gegenseitig den Vortheil, sich auch ganz den Einwohnern verständlich machen zu können. Er wurde auch Getischer Dichter, indem er ein Gedicht zu Ehren Augusts in der Sprache des Landes verfertigte. Dieses zog ihm die Gewogenheit der Tomiten zu: sie wünschten ihm zwar die Rückkehr in sein Vaterland, weil er es selbst wünschte; wollten ihn aber doch viel lieber selbst behalten. Ja, sie gingen nachher weiter, und erzeigten ihm nicht blofs die Ehre, ihn frei von allen Steuern und Staatsdiensten zu erklären, sondern sie krönten ihn auch feierlich zu einem Getischen Poeten, welchem letztern

Beispiele nachher auch noch einige andere Städte derselben Gegend folgten.

Doch diese Unterhaltung mit den Geten konnte ihm wohl die ganze Zeit nicht ausfüllen, und an andern Mitteln, sie angenehm hinzubringen, fehlte es ihm. Er hatte keine eigentlichen Freunde, deren Gespräche ihn aufheitern konnten. Wollte er an den Nationalspielen der Geten, den Waffenübungen nämlich, Antheil nehmen, so fehlte es ihm an Kräften dazu. Wollte er nach römischer Art in Weingelagen, die beim Würfelspiel bis an den Tag dauerten, seine Erholung suchen, so gab es dort keine. Auch das sonst genossene Vergnügen, ländliche Arbeit zu verrichten, mufste er sich versagen, so sehr er es in seinem Exile geniefsen zu können wünschte. Das Schlimmste von allem indessen war, dafs er auch nicht einmal Bücher hatte, durch die er seinen Geist zu nähren im Stande war. Was sollte er demnach thun? An

Müssiggang war er durchaus nicht gewöhnt, und hafste ihn ärger als den Tod. Er suchte daher seine Erholung im Dichten, und beschäftigte sich wirklich damit, blofs um den Tag hinzubringen. Die Dichtkunst hatte indessen den Vortheil für ihn, dafs sie seinen Blick von den Gegenständen seines Elendes abzog, ja ihn sogar über dasselbe erhob. Indessen machte er blofs traurige Gedichte, die seinem Zustande angemessen waren, und so lange er in diesem zu bleiben gezwungen seyn würde, wollte er auch keine andern verfertigen. Nur dann erst, wenn er wieder glücklich werden sollte, eine Hoffnung, mit der er sein ganzes Leben sich schmeichelte, wollte er wieder fröhliche Gegenstände zu seinen Gedichten wählen, nur die der Liebe nicht. Allein die geglaubte Erholung, die er von der Dichtkunst zu haben sich schmeichelte, war es in der That doch nicht. Denn oft stürzten ihm, wenn er dichtete, Thränen

über seine Wangen, und benetzten seine Schrift. Diesen traurigen Gedichten, die er im Exil machte, sprach er allen Werth ab. „Sie hätten gar keinen Geist, sagte er, und wie könnten sie den haben? da schöne Gedichte allemal eine heitere Seele und eine ruhige Lage erfordern. Ihm aber fehle es gänzlich an Begeisterung, weil sein Genie durch das erlittene Elend sehr geschwächt wäre. Selbst der kühne Flug Homers hätte unter diesen Umständen ermatten müssen, und bei den Geten wäre er unstreitig selbst ein Gete geworden. Er könne daher mit seinen itzigen Gedichten kein Lob mehr erwarten, und es solle ihm auch nicht verdriefsen, wenn sie gänzlich mifsfielen. Er würde auch gewifs keine Gedichte mehr schreiben, da es ihm ohnehin an der gehörigen Aufmunterung fehle, wenn er mit irgend etwas anderm die Zeit zu vertreiben wüfste. Brächten ihm auch seine Gedichte nicht den geringsten Nutzen,

so wäre es doch itzt sein einziger trauriger Trost, sie machen zu können, weil sie ihn gewissermafsen noch mit Rom verbänden."

Obgleich nun Ovid diesen seinen Gedichten allen Werth absprach, so glaubte er doch auch, dafs für dieselben kein Genie erfordert werde, weil der Stoff gleichsam von selbst die Gedichte entstehen lasse. Doch wenn er seine Gedichte zuweilen überlas, so schämte er sich sie gemacht zu haben, verbesserte sie gleichwohl nicht, warf sie dagegen oft ins Feuer, und nur diejenigen Gedichte hatten das Glück nach Rom zu kommen, welche durch einen Zufall diesem Auto da fe entgingen. Dabei äufserte er einst den naiven Wunsch: „Hätte ich auch meine Kunst zu lieben verbrannt!"

Wenn er eine gewisse Anzahl seiner Gedichte gesammelt hatte, schickte er sie als einzelne Bücher nach Rom, und wir haben von ihm fünf Bücher „schwermü-

thiger Elegieen," und vier Bücher, „poetischer Briefe," welche letztern aber in ihrem Inhalte von den erstern durchaus nicht unterschieden, sondern eben so schwermüthig sind. Im Aneinanderreihen der Gedichte beobachtete er keine Ordnung, sondern stellte dieselben, je nachdem sie ihm in die Hände kamen. Die Bücher selbst schmückte er äuſserlich gar nicht aus. Man pflegte sonst das Papier mit Cedernöl zu bestreichen, den Titel mit Mennigfarbe zu bemalen, die Schrift auf einen Stock mit elfenbeinern Buckeln zu wickeln, den Schnitt mit Bimsstein glatt zu reiben, und sich vor jedem Schmuzflecken sorgfältig zu hüten; alles dieses beobachtete Ovid nicht, weil er es unpassend für einen Exilirten hielt.

Also die Dichkunst war Ovids häufigste Beschäftigung im Exil. Eine noch edlere aber gewährte ihm unstreitig seine Correspondenz mit Rom. Diese war freilich mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden, und

Ovid glaubte vielleicht nicht mit Unrecht, dafs er manche Briefe nicht erhielt, die an ihn geschrieben wurden. Auch dauerte es wohl ein volles Jahr, ehe er auf einen nach Rom geschriebenen Brief Antwort erhalten konnte. Aber demohngeachtet empfing er doch oft Briefe. Denn wenn er sagt, dafs selten ein Schiffer aus Italien ankomme, so ist dieses auch gerade nur von Italien zu verstehen, und seine Klage scheint nicht so wohl darauf zu beruhen, dafs er selten Briefe, sondern, dafs er diese selten durch einen Landsmann erhalte, der ihm gewifs noch manche mündliche Nachrichten von Rom, seinen Lieben u. s. w. mittheilen konnte.

Weil bei den Römern bekanntlich im Winter alle Schiffahrt gehemmt war *), so kann man sich leicht die Sehnsucht denken,

*) Den 11. November hörte die Schiffahrt auf, und fing erst den 10. März wieder an.

mit welcher Ovid im Frühlinge den ankommenden Schiffen entgegen harrte. Doch waren diese es nicht allein, die seine Correspondenz besorgten. Ovid schickte auch Briefe zu Lande fort, welche über Thracien, das Gebirge Hämus, und das ionische Meer gingen, von wo sie alsdann noch vor dem zehnten Tage Rom erreichen konnten.

Die Briefe, welche er nach Rom schickte, waren theils poetisch, theils prosaisch. Es geht wahrscheinlich nur auf die erstern, die als Gedichte doch eine Art öffentlicher Briefe sind, wenn Ovid, in den ersten Jahren der Verbannung, seine Freunde in denselben nicht mit Namen nannte, sondern nur durch Zeichen zu erkennen gab. Er wagte es nicht, sie zu nennen, ja seine Freunde hatten es sogar auch verboten. Doch als er schon einige Jahre im Exil gelebt hatte, war er nicht mehr so furchtsam, sondern nannte öffentlich die Namen seiner Freunde. Auch glaubten diese selbst schon,

dafs damit gar nichts zu gefährden sei. Nur einer seiner Freunde beharrte auf der Foderung, nicht namentlich genannt zu werden, ohnerachtet Ovid ihm versichert, dafs Cäsar gar nichts dagegen habe, und dafs er (Ovid) sich selbst tadele, nicht gleich Anfangs von dem Namen seiner Freunde Gebrauch gemacht zu haben.

So angenehm Oviden indefs die Correspondenz mit Rom seyn mufste, so können wir ihm doch gern glauben, wenn er versichert, dafs die Briefe, die er schrieb, ihm unsägliche Thränen kosteten, welche sehr oft auf das Papier fielen, und die Schrift verlaufen machten. Aber ob es poetische Übertreibung sei, wenn er sagt, er weine beim Schreiben so heftig, dafs er mit Thränen sogar sein Siegel nafs zu machen pflege, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. So viel ist indessen gewifs, dafs Thränen den Römern sehr geläufig waren, und dafs sie da oftmals weinten, wo der deutsche Mann

der Thränen sich durchaus schämen würde. — Itzt wollen wir uns mit dem Gegenstande seiner Correspondenz etwas genauer bekannt machen.

Es ist bekanntlich der Lauf der Welt, dafs man in einer Correspondenz mehrerer Jahre angenehme und unangenehme Nachrichten gemischt erhält. So ging es auch Ovidens, der besonders der unangenehmen Nachrichten so manche erhielt. Der gröfste Theil davon betraf die Feinde, welche er in Rom hatte, oder die ehemaligen Freunde, die ihn itzt in seinem Unglücke verliefsen. Jene kränkten seine Frau mit den Vorwürfen, dafs sie das Weib eines Verwiesenen sei, und benutzten des Dichters Abwesenheit, sich seines Vermögens zu bemächtigen. Kaum vermochte seine Frau mit Hülfe einiger redlichen Freunde ihre Anschläge zu vereiteln. Zu diesen redlichen Freunden scheint vorzüglich Rufus gehört zu haben, welcher die Gemahlin des Ovids, die

seine Blutsverwandte war, mit Rath und That unterstützte, auch des vertriebenen Dichters gesammte Geschäfte in Rom besorgte. Andere unangenehme Nachrichten betrafen die Urtheile über ihn, die er erfuhr. Man hielt sich in Rom darüber auf, dafs Ovid seinen immerwährenden Klagen kein Ende zu machen verstehe, und dafs seine Gedichte stets das ewige Einerlei enthielten. Auf das erste antwortete er nicht ganz mit Unrecht, dafs Mittheilung unsere Leiden erleichtere, da hingegen verschlossener Schmerz uns verzehre. Dem letztern Vorwurfe begegnet er mit einer feinen Wendung. Es wäre zu wünschen, dafs das ewige Einerlei der einzige Fehler seiner Gedichte wäre.

Dafs viele von denen, die Ovid in Rom gekannt hatte, während seinem Exile zu dem Orte ihrer Ruhe übergingen, kann man sich leicht vorstellen, und eben so sehr, dafs die Nachrichten davon den Ovid

betrübten. Vorzüglich schmerzhaft war es ihm, als er den Tod des Fabius Maximus erfuhr. Dieser starb in dem fünften Jahre des Ovidianischen Exils. Mit ihm sank eine geglaubte Stütze unsers Dichters hin. Maximus hatte sich nämlich vorgenommen, bei dem August eine Fürbitte für den Ovid zu thun. Aber der Tod kam der Ausführung dieses Entschlusses zuvor. Ovid zog sich, wenigstens poetisch, diesen Todesfall sehr zu Gemüthe, und glaubte, dafs er durch seine unzeitige Bitte diesen Todesfall bewirkt habe. Im Ernste konnte Ovid das nicht meinen, denn die wahre Ursache des Todes des Fabius war im Publiko ziemlich bekannt *).

Mehr aber schmerzte ihn wohl der Tod des Kaisers Augustus, der in dem nämlichen Jahre seines Exils erfolgte. Ovid hatte

*) Man sehe Anhang VIII.

immer noch die Hoffnung gehegt, dafs dieser Fürst seine Strafe entweder gänzlich aufheben, oder doch wenigstens mildern würde; ja er hatte sogar gehört, dafs Augustus schon geneigt gewesen sei, ihm Vergebung zu ertheilen. Und alle diese Hoffnungen zertrümmerte nun mit einmal der Tod des Kaisers.

Aber nicht alle Briefe, welche Ovid empfing, waren von solchen unangenehmen Nachrichten voll. Seine wirklichen Freunde schienen alles Mögliche zu thun, um ihm seinen Zustand zu erleichtern. Sie suchten in ihren Briefen alle Trostgründe hervor; obwohl sie ihn auch bisweilen ernstlich deswegen zur Geduld ermahnten, weil er doch sein Schicksal sich selbst zugezogen hätte. Sie schickten ihm allerhand Sachen, von denen sie wufsten, dafs sie dem Ovid angenehm seyn würden. So übersandte ihm Cotta neue silberne Münzen mit dem Gepräge des Augustus, des Tiberius, und der

Livia. Ferner eine Rede, die er vor den Hundertmännern gehalten hatte, und welche dem Ovid aufserordentlich gefiel. Sodann versorgten sie ihn mit politischen Neuigkeiten, nach welchen er sich sehr sehnte. Besonders schien er vollständige Nachrichten von den kriegerischen Thaten des Tiberius zu erhalten, welche unter den Neuigkeiten der damaligen Zeit freilich auch an der Ordnung des Tages waren. So erfuhr er den Zug, welchen Tiberius auf Befehl des Augustus gegen die Deutschen unternommen, und stellte sich nun im Geiste den prächtigen Triumph vor, welcher nach gewifs nun bald erfolgenden Siegen in Rom würde gehalten werden. Tiberius siegte in der Folge wirklich, und hielt diesen Triumph. Auch das erfuhr er. Die Nachricht, die er zugleich mit bekam, dafs alle Feinde Verzeihung erhalten hätten, flöfste ihm die Hoffnung ein, es werde nun auch die Reihe an ihn kommen. Auch entschlofs

er sich, diesen Triumph des Tiberius zu besingen, sobald es ihm nur wieder wohl gehen würde. Aber er besang ihn noch eher, und überschickte das Gedicht dem Rufin, erklärte aber dabei, dafs es keinen besondern Werth habe, und bedauerte es, den Triumph nicht gesehen zu haben, um ihn desto besser beschreiben zu können. Aber unter allem, was ihm geschrieben wurde, konnte ihm wohl keine andere Nachricht angenehmer seyn, als die, dafs seine Gedichte in Rom vor dem Volke vom Theater abgesungen wurden und Beifall erhielten. Wie sehr ihm das lieb gewesen seyn müsse, kann man leicht denken. Weiter indessen befinden sich in seinen Schriften keine Nachrichten von Rom.

Aber nun bleibt uns noch übrig, einen Blick in die Briefe zu thun, die er nach Rom schrieb. Hier sind denn wohl am allerinteressantesten diejenigen, welche er an seine Frau richtete. Sie sind voll der

zärtlichsten, rührendsten Empfindungen, obgleich es wohl, wie wir bald hören werden, nicht auch an Bitterkeiten in denselben fehlt. „Sie sei ihm," schreibt er an sie, „vorzüglich lieb. Denn ihr, allein verdanke er sein allenfallsiges Wohlbefinden im Exil. Er wolle sie daher auch in seinen Gedichten verewigen, und ihr einen unsterblichen Nachruhm erwerben."

Der häufigste Gegenstand seiner Briefe an diese geliebte Frau bezog sich indessen auf die Hoffnung, durch ihre Fürsprache Milderung seines Elendes zu erhalten. Er versah sie in dieser Hinsicht mit einer förmlichen Instruction, wie sie sich bei diesem Geschäfte verhalten sollte. „Du sollst dich billig," schreibt er an sie, „Tag und Nacht für mich verwenden, und um ähnliche Dienstleistung meine Freunde ansprechen. Du hast bei der Bitte für mich nicht das geringste zu besorgen. Cäsar ist ja so gelinde, du kannst ihn immerhin antreten.

und für mich bitten. Oder wenigstens flehe bei seiner erhabenen Gemahlin für mich. Aber nimm deine Zeit wahr, wähle einen glücklichen Tag, vorzüglich einen solchen, an dem das Reich ruhig ist. Dann verrichte vorher ein feierliches Opfer, und verlafs dich darauf, dafs Thränen dein vorzüglichstes Mittel seyn werden. Aber verfahre nicht zu vorschnell, und um alles bemühe dich nicht, mich zu vertheidigen. Flehe blofs um Erleichterung meiner Strafe, sie wird denn doch immer Strafe bleiben. Bitte nur um ein anderes, und nur um ein gelinderes Exil. Gern möchte ich in Sicilien oder den Griechischen Küsten exuliren. Aber möge der Ort auch schon immer seyn, wo er wolle, er wird gewifs besser als mein itziger Aufenthalt seyn. Denn dieser mein Zustand ist dem ähnlich, wo wir einst durch den Tod von der ganzen Welt geschieden sind."

Um seine Frau nun zu diesem mifs-

lichen Schritte zu bewegen, bot Ovid alles auf, und suchte alle empfindliche Seiten ihres Herzens zu berühren. „Schände doch nicht," sagte er, „den unsterblichen Ruhm, welchen ich dir in meinen Schriften erworben habe. Betrage dich doch als rechtschaffene Gattin, und handle so, wie ich gegen dich handlen würde, wenn du krank wärest. Setze dich doch nicht der Verläumdung aus, dafs man sage, du thätest nichts für einen Mann, der doch so viel Verdienste um dich hat."

Als aber Ovid durch die Erfahrung belehrt wurde, dafs seine Frau entweder gar nicht für ihn bitten mufste, oder diese Bitten ohne allen Erfolg waren, änderte er seinen Ton. Er fing an, in ihren guten Willen einen Zweifel zu setzen, weil er sich sehr zu wundern Ursache hatte, dafs sie gar nichts für ihn auswirken konnte. Er beklagt sich gegen sie, dafs sogar seine Verwandten ihn verlassen, und wirft ihr

vor, dafs es blofs an ihr liege, wenn er nicht Befreiung erhalte. Ja er versichert sie endlich gar spöttisch, dafs er ihr nicht mehr beschwerlich fallen wolle, denn sie sei zwar eine recht gute Frau, aber viel zu furchtsam.

Indessen konnte Ovid gegen eine so herzlich geliebte Frau nur blofs in den Stunden empörter Leidenschaft also sprechen. In andern gab er ihr wieder die unzweideutigsten Proben seiner Zuneigung. Wenn der Geburtstag seiner Frau heranna-hete, so beging er denselben mit aller möglichen Feierlichkeit. Er zog ein schneeweifses Kleid an, welches er sonst das ganze Jahr über nicht trug, indem die Farbe desselben mit der Farbe seines Elendes nicht übereinkam. Er erbauete einen Altar von grünem Rasen, und umhing den rauchenden Heerd mit Kränzen. Dann streute er Weihrauch, und gofs eine Schaale Wein in das heilige Feuer aus. „Kehre oft,“

betete er dabei, „kehre oft zurück, geliebter Tag. Möchte doch meine rechtschaffene Gattin die Quaal schon überstanden haben, die mein Elend ihr erzeugt hat, und sie die noch übrigen Tage ihres Lebens sicher hinabwallen. Was mir entrissen ist, das möge sie noch lange geniefsen, Familie, Tochter, Vaterland. Kann sie auch des Glücks der ehelichen Liebe sich nicht mehr erfreuen, so möge doch weiter keine andere Wolke den Horizont ihres Lebens trüben. Lange möge sie leben, und ihren Mann lieben, ach! leider kann sie es nur in der Abwesenheit.“ — — Bei einem dieser feierlichen Opfer trieb einst der Wind den Rauch gegen die Seite hin, wo Italien lag, woraus Ovid eine gute Vorbedeutung nahm.

Ganz anders beging Ovid seinen eigenen Geburtstag, was man am besten aus der angehängten Übersetzung einer seiner schwermüthigen Elegieen sehen wird.

Wir kommen auf seine Correspondenz

zurück. Die Briefe an seine Freunde hatten gröfstentheils denselben Inhalt, wie die an seine Frau. Auch sie bat er wiederholentlich, eine Fürbitte für ihn einzulegen, und diese nämliche Bitte that er auch fast an jeden einzelnen Freund, an den Gracinus, Maximus, Messalimus, Suillius und Tuticanus. Aber eben so voll waren seine Briefe von dankbaren Empfindungen, die er seinen Freunden schuldig war, welche ihm so viele Dienste leisteten. Viele dieser Freunde unterstützten ihn redlich, unter welchen er den Fabius Maximus, den Cotta, vorzüglich aber den Sextus Pompejus, den er nicht genug rühmen kann, besonders nennt. „Ihm verdanke er sein ganzes etwaniges Glück, ja sogar sein Leben, da er ihm auf seiner Reise ins Exil Sicherheit verschafft hätte. Er habe ihm auch aufserordentlich viel geschenkt, damit er sein eigenes Vermögen schonen könnte, welches durch den Aufwand seiner itzigen Lebensart

sehr geschwächt worden wäre.“ Nicht immer indessen spricht Ovid zu seinen Freunden in diesem Tone. Da er sieht, dafs sie in Absicht auf den Hauptgegenstand seiner Bitte ihm nicht helfen können, oder wollen, so erklärt er feierlich: „Er fange nun schon an, sich zu schämen, dafs er sie unaufhörlich bitte. Seine Freunde müfsten seine Klage schon auswendig wissen, und er falle ihnen mit denselben nur lästig. Er wolle daher den Gegenstand seiner Briefe künftig ändern, und niemals die Sünde mehr begehen, Gutes und Hülfe von seinen Freunden zu e warten.

Was indessen in den Briefen des Ovids am meisten zurückstöfst, ist die niedrige Schmeichelei, die er sich erlaubt, um nur dadurch von seinem Elende loszukommen. Man mufs das Armselige der heidnischen Religion ganz kennen, wenn man es blofs mit einem bedaurenden Achselzucken ertragen will, dafs Ovid zu und von der Kaiser-

lichen Familie nicht anders, als zu und von wirklichen Göttern spricht. „Augustus Cäsar ist wirklicher Gott, und seine Familie göttlich. Kaum darf es ein Mensch wagen, mit dem Jupiter Augustus zu sprechen, obwohl er der sanfteste aller Götter ist. Was würde es auch nützen, da er allwissend ist. Auch Livia ist göttlich. Sie hat die Gestalt der Venus, die Sitten der Juno, und war es allein nur werth, an einen Gott verehlicht zu werden." Aber Ovid geht in seiner rasenden Schmeichelei noch weiter. Er preist das Gold und Silber glücklich, welchem die Ehre wiederfährt das Gepräge der Götter zu tragen, und bittet sogar den Gott Bacchus, dafs er sich seiner bei dem Gott Cäsar annehmen möchte, da doch Götter unter einander Umgang hätten.

Aufser diesen Briefen, die Ovid nach Rom schrieb, findet sich noch einer an den schon oben erwähnten Thracischen König Cotys vor, innerhalb dessen Besitzungen

Ovid wohnte. Man kann leicht denken, was der Inhalt dieses Briefes ist. Auch ihn bittet er um Hülfe, vorzüglich aber um Schutz gegen die Gefahren, welche ihn umgeben. Ovid entwirft von diesem Könige ein vollständiges Bild. Der König Cotys stammte vom Eumolpus (einem Sohne des Neptuns) und von dem Atheniensischen Könige Erichthonius ab. Er war ein sehr muthiger Mann, und ein sehr erfahrner Krieger, aber keinesweges blutdürstig. Denn Künste und Wissenschaften hatten ihn so gebildet, dafs er sogar den Ruhm eines schönen Dichters sich erwarb. Demnach stimmt diese Schilderung sehr mit der kurzen Notiz überein, die uns Tacitus von diesem Könige giebt.

Ehe wir nun zum Schlusse eilen, wollen wir noch einer Begebenheit erwähnen, die zu Ovids Zeiten in Pontus sich zutrug, und diesen König Cotys zunächst anging.

An den Ufern der Donau lag auf einem hohen Berge eine alte Stadt mit Namen Aegypsos, die durch Natur und Kunst fast unzugänglich war. Ein Caspier, mit Namen Aegypsos, hatte sie erbaut, nach seinem Namen genannt, und mit einem Thracischen Volke, den Odrisiern, bevölkert. Zu Ovids Zeiten gehörte die Stadt dem Thracischen Könige Cotys. Ganz unvermuthet überfielen die Geten diese Stadt, tödteten die Einwohner, und kehrten ihre Waffen gegen den König selbst. Der König zog sogleich eine grofse Armee zusammen, schien aber mit der Stadt nicht allein fertig werden zu können, weil die Römer sich darein mischten. Vestalis war gerade Statthalter in Mösien, ein Mann, der bei der Römischen Armee die Stelle eines Primipilus bekleidete. Ihm gelang es, diese Stadt von den Geten wieder zu befreien. Zu dem Ende theilte er seine Armee mit einem gewissen Vitellius, welcher die Donau herabschiffte, seine

Soldaten ans Land setzte, und die Armee der Geten angriff. Vestalis hingegen griff die Stadt selbst, und zwar von der Landseite an. Er betrug sich dabei als wahrer Held. Mit raschen Schritten drang er auf die zahllosen Schwerdter ein, und die Menge von Pfeilen, die auf ihn herabstürzten, und an seinem Helm hängen blieben; seinen Schild durchlöcherten, und ihn selbst verwundeten, hielten ihn dennoch nicht zurück. Es kam zum Handgemenge, man focht mit den Schwerdtern. Vestalis überlieferte unsäglich viel Feinde dem Tode, und trat als Sieger auf Leichen der Geten einher. Sein Beispiel feuerte das ganze Heer an, und so ward Aegypsos dann endlich den Geten wieder abgenommen. Der König, welcher die Stadt nun wieder besetzte, vollzog an den Überwundenen eine äufserst strenge Strafe.

Eine ähnliche Begebenheit erlebte Ovid etwas später, die er aber nicht so ausführlich erzählt. Als Flaccus Statthalter in

Mösien war, eroberten die Geten Trosmis, eine Stadt, die, so wie Aegypsos, nicht weit von Tomi lag. Allein Flaccus eroberte Trosmis sehr schnell, machte die Gegenden an der Donau sicher, bändigte die Geten, und hielt überhaupt alle Einwohner von Mösien im Zaume.

Da diese Begebenheiten sich ganz in der Nähe von Tomi zutrugen, so erhellet daraus, dafs man dem Ovid wohl Glauben beimessen kann, wenn er von der Unsicherheit seiner Gegend spricht.

Nachdem wir nun alles erschöpft haben, was Ovid von und über sich in seinen Schriften erzählt, wollen wir noch zum Schlusse eine kurze Nachricht von seinem letzten Willen geben. Es ist dies zwar kein Blick in sein förmliches Testament, denn dasselbe übergehen alle seine Gedichte; aber wenn er in Tomi eins gemacht hat, so waren folgende Punkte wohl unstreitig in demselben vorhanden.

Ovid, der von jeher gewünscht hatte im Vaterlande, und nicht unter den Geten zu sterben, wünschte auch stets nicht unter ihnen, sondern entweder im Vaterlande, oder ih irgend einem friedlichen Lan e begraben zu werden. Als er daher die Hoffnung der Befreiung aufgeben zu müssen glaubte, verordnete er Folgendes:

„Sammlet, wenn ich gestorben bin, meine Gebeine in eine Urne, und bringt sie nach Rom, mischt wohlriechende Blatter, und den Staub des Amomum's dazu, und setzt sie im vorstädtischen Begräbnifsorte bei. Dann bringe meine Gemahlin das gewöhnliche Todtenopfer, und hänge an meiner Grabstätte Kränze von Tränen benetzt auf. Eine Marmortafel künde mit grofsen Buchstaben dem vorübereilenden Wanderer in fol-

gender Inschrift mein Schicksal an: "

Schlummernd ruh ich allhier, ich Sänger der zartesten Liebe
Naso, ein Dichter, gestürzt leider von seinem Genie.
Wandrer! wer du auch seyst, wenn Liebe dich jemals beseelte,
Sprich doch gerne: O! sanft ruhe des Dichters Gebein!

Anhange.

I.

Über das Leben Ovids.

Hier einige kurze Notizen von den Lebensumständen Ovids, deren er in seinen Schriften nicht erwähnt, die aber aus andern Schriftstellern bekannt sind.

Der vollständige Name unsers Dichters war: Publius Ovidius Naso. Er war geboren unter dem Consulat des Aulus Hirtius und Cajus Vibius Pansa, 711 Jahre nach Erbauung der Stadt, 41 vor Christi Geburt, entweder am 19. 20. oder 21. März; darüber sind die Meinungen verschieden. In Rom studirte er unter dem Plotius Gryppus, Marcellus Fuscus und Marcus Porcius Latro. Man

spricht zwar von Kriegsdiensten, die er unter dem Marcus Varro gethan haben soll, aber seine eigene Aussage, die dieses verneinet (IV. Trist. I, 71.), gilt unstreitig mehr. Ins Exil wurde er geschickt im Jahre der Stadt 761. Aber auch hier sind die Angaben verschieden.

II.

Über Ovids Verbrechen.

Forscht man darüber in den alten Autoren nach, so herrscht überall ein tiefes Stillschweigen. Vermuthungen von Gelehrten giebt es genug, aber fast eine jede ist besondern Zweifeln und Einwürfen unterworfen. So viel scheint indessen gewifs zu seyn, dafs die „Kunst zu lieben," welche Ovid geschrieben hatte, nur blofs der Deckmantel war, unter welchem das wirkliche Verbrechen verborgen wurde. Er selbst behauptet: so wohl die Kunst zu lieben, als auch die Liebesbriefe, noch in hoher Jugend geschrieben zu haben, daher es sich in der That nicht denken läfst, dafs der Kaiser August, wenn auch der Verfasser dieser Schriften wirklich Strafe verdient haben sollte, diese

erst nach einer so langen Reihe von Jahren würde verhängt haben. Doch wir wollen die Hauptmeinungen der Gelehrten über das Verbrechen Ovids betrachten:

1) Einige glauben, Ovid habe mit der ältern Julie, einer Tochter des Kaiser Augusts, gar zu vertrauten Umgang gepflogen, und Julie sei das Mädchen, welchem er unter dem angenommenen Namen Corinna in seinen Gedichten gehuldigt hat. Diese Meinung stützt sich auf einige Verse des Sidonius Apollinaris (Carm. XXIII. v. 157 ff.). Aber sie hält gründliche Prüfungen nicht aus, denn

a) als Ovid seine Gedichte auf die Corinna herausgab, war er zwei und zwanzig Jahr alt, und bei seiner Verbannung — funfzig.

b) Ovid bezeugt mit deutlichen Worten (II. Tr. 99 — 100 ff.), dafs nur ein einziger Sturm, und zwar kurz vor seinem Exil sein Glück zertrümmert habe.

c) Er behauptet standhaft, nicht etwas begangen, sondern etwas gesehen zu haben.

d) Endlich wurde die ältere Julie schon neun Jahre vor dem Ovid in Verbannung geschickt.

2) Andre vermuthen: Ovid habe das nämliche Verbrechen mit der jüngern Julie — einer Grosstochter des Kaiser Auguste — begangen. Aber dieser Meinung stehen beinahe alle obige Gründe entgegen, und Bayle hat in seinem bekannten Werke dieselbe völlig widerlegt, den man hiebei nachschlagen kann.

3) Noch andre bringen eine gänzlich unstatthafte Vermuthung vor, indem sie glauben: Ovid habe bei der Julie die Stelle eines Kupplers vertreten, und sie in den geheimen Künsten einer raffinirten Wollust unterrichtet. Allein es lassen sich dafür nicht die geringsten Beweise anführen.

4) Diejenigen scheinen — aber scheinen auch nur — der Wahrheit am nächsten zu

kommen, welche glauben, Ovid habe den Kaiser August in Blutschande mit seiner Grofstochter überraschet. Denn

a) Ovid gesteht ein verabscheuungswürdiges Verbrechen gesehen zu haben, und zwar ein solches, das den Kaiser zunächst anging, weil dieser durch den vom Ovid begangenen Fehler nur allein beleidiget war.

b) Das Nämliche scheint auch Caligula geglaubt zu haben, und er konnte von der ganzen Sache wohl Kundschaft haben. (Man sehe den Sueton. Cal. c. 23.)

c) Dafs der Kaiser August sehr wollüstig war, ist eine aufser allen Zweifel gesetzte Wahrheit.

d) Endlich die jüngere Julie wurde mit dem Ovid in einem Jahre (761) verbannt.

Jedoch wenn auch diese Gründe Wahrscheinlichkeit genug für sich haben, so beweisen sie doch keinesweges ganz strenge, und da Beweise letzterer Art gänzlich fehlen, so läfst sich in einer so entfernten und so

geflissentlich verhüllten Begebenheit nichts entscheiden. Alles läuft darauf hinaus: „das Edict, welches dem Ovid Verbannung auferlegte, erwähnt keines andern Verbrechens, als blofs der Herausgabe seiner verführerischen Gedichte," das wahre Verbrechen ist unstreitig ein anderes gewesen, aber uns unbekannt.

III.

Über den Ausdruck Ovids: er sei ein Relegirter, kein Exilirter.

Es fällt auf, dafs Ovid an mehreren Stellen (als z. E. II. Tr. 137. V. Tr. II. 57. V. Tr. XI. 21. 22 u. s. w.) ausdrücklich behauptet: er sei nur ein Relegirter und kein Exilirter, da er doch an andern Stellen (z. E. gleich im Anfange der ersten seiner „schwermüthigen Elegieen," und an unzähligen Orten mehr) sich einen Exul nennt. Die Sache hängt so zusammen.

Wer aus der Stadt und von Italien entfernt wurde, (*summoveri urbe et Italia*, war der eigentliche Ausdruck dabei) wurde mit einem allgemeinen Namen ein Exilirter genannt, obgleich er entweder ein Deportirter oder ein Relegirter seyn konnte.

Die Strafe der Deportirten war strenger, und der Todesstrafe zu vergleichen; die der Relegirten aber gelinder. Ein Deportirter verlor seine Güter und das römische Bürgerrecht, und ihm wurde eine äufserst rauhe Insel angewiesen, die er zeitlebens nicht verlassen durfte, ja in der, wenn man ihm auch da nicht einmal traute, er oftmals plötzlich um das Leben gebracht wurde. Das Urtheil über einen solchen Verbrecher konnte daher auch nur von der höchsten Instanz — in diesen Zeiten von dem Kaiser — bestätiget werden. Die Relegirten aber verloren in der Regel weder ihre Güter noch ihr Bürgerrecht, und sie wurden entweder nur auf eine Zeitlang oder freilich auch auf immer aus ihrem Vaterlande verwiesen. Einen solchen Urtheilsspruch konnten auch die Richter zweiter Instanz, z. E. die Statthalter der Provinzen, fällen. Folgende Tabelle wird alles deutlich machen:

Ein Exilirter war

entweder	oder
ein Deportirter die Güter wurden alsdann confiscirt, das Bürgerrecht aufgehoben, der Ort äuſserst rauh, und die Strafe zeitlebens	**ein Relegirter** Güter und Bürgerrecht wurden gelassen, der Ort war milder und

entweder	oder	entweder	oder
nur auf eine Zeitlang, und dann besagte das Edict ausdrücklich, daſs die Güter nicht angegriffen werden durften.	auf Zeitlebens. Dann wurden die Güter zuweilen theilweise confiscirt, die mehresten Male aber gelassen.	an einem nicht bestimmten Ort, indem der Relegirte bloſs Befehl erhielt, die Stadt und Italien zu verlassen.	an einem; wie zum Beispiel beim Ovid, eigends ernannten Orte.

Nennt sich demnach Ovid einen Exilirten, so versteht er zufolge der Synecdoche die specielle Bedeutung eines Relegirten (denn das nur allein war er wirklich) darun-

ter. Behauptet er aber kein Exilirter zu seyn, so verwahrt er sich dadurch gegen die Vermuthung, dafs er ein Deportirter sei; alles zufolge der poetischen Freiheit.

IV.

Über Ovids Landreise durch Italien.

Schon oben wurde erwähnt, dafs Ovid in keinem seiner Gedichte von dieser Reise Nachricht gebe. Es ist aber in der That wahrscheinlich, dafs Ovid zwar eine solche Nachricht aufgesetzt habe, diese aber verloren gegangen sei. In jener berühmten Elegie (I. Tr. III.), wo er theils seinen Abschied von Rom, theils seine Seereise beschreibt, ist zwischen dem 102. und 103. Verse gar kein Zusammenhang. Schon Tanaquillus Faber vermuthete, dafs die dritte Elegie mit dem 102. Verse endige, und mit dem 103. eine ganz neue anfange. Weil aber die erste dieser Hälften sich da endigt, wo Ovid sein Haus verläfst, die

zweite aber da anfängt, wo er sich schon auf dem Meere befindet, so kann man in seiner Conjectur noch etwas weiter gehen als Tanaquillus Faber, und annehmen, dafs ein gewisser dritter Theil dieser Elegie, welcher die Landreise von Rom bis Brundisium beschrieb, zwar gefertiget gewesen, aber verloren gegangen sei. Vielleicht hatte Ovid denselben in der Stunde höchsten Unwillens verfertigt, freie Urtheile über den Kaiser und über die wahre Ursache seiner Verbannung sich erlaubt, nachher aber aus gerechter Furcht diesen Theil selbst vernichtet. Vielleicht hatte er auch zu diesem Schritte eine geheime Weisung erhalten. Wie dem nun auch seyn mag, so scheint es doch offenbar, dafs Ovid von Rom aus seine Reise nach Brundisium zu Lande gemacht hat. Denn

1) nirgends erhellet, dafs Ovid über das Tyrrhenische Meer gereiset sei, dagegen aber wird

2) des adriatischen Meeres erwähnet (I. Tr. X. 4.), zu welchem Ovid nie gekommen wäre, wenn er nicht eine Landreise durch Italien gemacht hätte.

3) Brundisium endlich war ein berühmter Hafen, zu welchem alle Reisende, die von Rom aus nach Griechenland wollten, hin mufsten.

Wer, nach dieser Voraussetzung, Ovids Tour durch Italien kennen lernen will, der schlage den Horaz (I. Serm. V.) auf. Wahrscheinlich wurde nie eine andere Route zwischen beiden Orten genommen, als die hier erwähnte.

V.

Über Ovids Landreise durch Thracien.

Von dieser giebt Ovid keine befriedigende Nachricht. Man kann seine Landreise nicht weiter als bis zur Stadt Tempyra verfolgen. Dann herrscht das tiefste Stillschweigen. Mir aber ist es wahrscheinlich, dafs Ovid seine Reise nach dem Orte der Verbannung nicht ganz zu Lande vollendet, sondern noch einmal ein Schiff bestiegen habe. Denn er sagt (V. Tr. II. 62.): er schiffe auf scythischem Meer. Dies dürfte dann kein anderes als der Pontus Euxinus seyn, folglich mufste er noch einmal — von wo, an welchem Orte, ist unbekannt — zu Schiffe gegangen seyn. Doch könnte man vielleicht auch annehmen, dafs

Ovid unter dem scythischen Meere zu Folge einer poetischen Freiheit, das, an die Thracischen Küsten anspülende „ägeische Meer" verstehe. Wie dem auch sei, über diesen Theil der Reise hat uns Ovid in Ungewifsheit gelassen.

VI.

Ovids schwermüthige Elegie auf seinen Geburtstag *).

Meine Hoffnung fürchterlich zu stören,
Gänzlich zu umfinstern meinen Blick,
Mufst auch du noch meine Tage mehren,
Kehrest, Tag des Werdens! mir zurück.
Ha! zu viel schon ist mir dieses Leben,
Abgemattet und dem Grabe nah!
Seh ich Uberflüssigen dich da,
Um Verlängerung dem Gram zu geben.

*) Es ist die XII. im III. Buche frei übersetzt.

Hätte dich mein Schicksal je gejammert,
Je gerührt der arme Dichter dich,
O du hättst zum letzten mich umklammert,
Wo zum ersten du begrüfstest mich.
Oder als an meiner lieben Seiten,
Ich, das Auge nafs, die Stimme hohl,
Stotternd rief das letzte Lebewohl,
Mufstest du nicht ferner mich begleiten.

Ha! was suchst du hier im kalten Lande,
Was in diesem fernsten Erdenstrich?
Hoffst du hier im glänzenden Gewande,
Blumumhangen, zu begrüfsen mich?
Dafs am Altar ich dir Ambradüfte,
Ein so süfses Opfer sonsten — weih,
Die gewohnten Ehren all' erneu,
Und mein Frohgesang durchtön die Lüfte?

Ach! vorüber sind die frohen Tage,
Mich erfreut dein Anblick nun nicht mehr,
Und mein Gruf sei eine bittre Klage,
Und mein Aug' verweint und thränenschwer.

Meinen Altar, düster schwarz umhangen,
Ziere ein Cypressen-Todtenkranz,
Und statt Weihrauch mög' im Flammentanz
Bald der Scheiterhaufen Feuer fangen.

Doch ein Wunsch sei dem gepreſsten Herzen,
Eine Bitte nur sei mir gewährt,
Daſs nicht mehr zu namenlosen Schmerzen
Hier dein Fuſs, o Tag! mir wiederkehrt.
Soll ich nicht das Vaterland mehr schauen,
Ist dein Anblick mir nicht mehr erlaubt,
Theure Gattin! o so mög' mein Haupt
Bald des Todes düstre Nacht umgrauen.

VII.

Über den Thracischen König Cotys.

Wenn ich behauptet habe, dafs Tomi und alle übrige See- und Flufsstädte dieser Gegend ihre eigene Regierungsform gehabt, und doch dabei dem Könige Cotys unterworfen gewesen sind, so beruht das auf folgenden Gründen:

1) Es war Sitte bei allen alten Völkern, dafs sie ererbte oder eroberte Länder die vorgefundene Regierungsform beibehalten liefsen, und ihnen nur blofs einen jährlichen Tribut auflegten.

2) Wenn Ovid erzählt, dafs die Tomitaner ihm durch eine öffentliche Acte Befreiung von allen Abgaben zugestanden (IV. Pont. IX. 101, 102.) und ihn öffentlich

zum Dichter gekrönet haben (IV. Pont. XIV. 55. 56.), so scheinen sie allerdings eine freie Regierung gehabt zu haben, indem sie Handlungen vollzogen, die nur der höchsten Autorität zukommen.

Mit Wenigem noch einige Worte über den König Cotys. Wir müssen dem Tacitus Dank wissen, der uns einige Notiz von demselben (Ann. lib. II. c. 64.) gegeben hat.

„Unter der Regierung Augusts (so erzählt Tacitus) herrschte über ganz Thracien Rhoemetaices. Nach dem Tode desselben theilte August das Reich zwischen dem Rhescuporis, einem Bruder, und dem Cotys, einem Sohne des Verstorbenen. Die an die Barbaren angrenzenden Länder bekam Rhescuporis, die am Meere und nach Griechenland zu liegenden Gegenden, Cotys. Dies war ein sanfter und gefälliger Mann, jener aber hart, geizig und unversöhnlich."

Tacitus erwähnt hier blofs einer Theilung Thraciens, da aber Ovid offenbar saget: er lebe in dem Gebiete des Königes Cotys (II. Pont. IX. 7, 8, 37.), so kann man den Tacitus aus dem Ovid berichtigen und annehmen: dafs August dem Könige Cotys nicht blofs die Küsten von Thracien, sondern auch von Mösien gegeben habe.

Auf welche Weise späterhin, unter der Regierung des Kaiser Tibers, Cotys von seinem Onkel erschlagen, Rhescuporis aber wieder vom Tiber verhaftet, ins Exil geschickt und nachher getödtet sei, darüber kann man den Tacitus am angeführten Orte nachlesen.

VIII.

Über den Tod des Fabius Maximus.

Auch hierüber giebt uns Tacitus Auskunft. (Ann. Lib. I. c. 4.)

„August, schon ein Greis, hatte auf Überredung Liviens seinen einzigen Grofssohn Agrippa auf die Insel Planasia verwiesen. Da indessen der alte Kaiser zu kränkeln anfing, begab er sich mit Vorwissen einiger Wenigen, und in der einzigen Begleitung des Fabius Maximus, nach Planasia, seinen Enkel zu besuchen. Von beiden Seiten wurden Thränen vergossen, von beiden Seiten die unbezweifeltesten Beweise der Liebe und des Wohlwollens gegeben. Jedermann hegte die frohe Hoffnung, in kurzem den Agrippa mit seiner vorigen Würde wieder bekleidet zu sehen.

Indessen läfst sich Fabius Maximus beikommen, den ganzen Vorfall seiner Gemahlin Marcia wieder zu erzählen: diese, ihres Geschlechts wohl eingedenk, entdeckt das Vorgefallene der Livia. August erfährts und — Fabius stirbt plötzlich. Nach seinem Tode (wer weifs, fragt Tacitus, ob es ein Selbstmord war?) hörte man bei seinem Leichenbegängnisse die Klagen seiner Gattin Marcia, die sich selbst anschuldigte ihrem Manne den Tod zugezogen zu haben.

IX.

Über Ovidens Tod.

Auch von dem Nachfolger Augusts, dem Kaiser Tiber, wurde Ovid aus seinem Elende nicht zurückgerufen. Der Vater des neuen Regenten schien demselben mit seinem Reiche zugleich auch seinen Hafs vererbt zu haben. Ovid mufste in seinem Exile sterben. Über das Jahr seines Todes herrschen verschiedene Meinungen. — Liofani (dem ich vor allen übrigen beistimmen möchte) setzt Ovidens Tod in das siebente Jahr seiner Verbannung, das 57ste seines Lebens, und das 768ste nach Erbauung der Stadt, Mafson hingegen in das 9te der Verbannung, das 59ste des Alters und das 770ste der Stadt.

Die Geten sollen den Tod Ovids sehr betrauret, und ihm ein herrliches Denkmal auf seinem Grabe errichtet haben. (Man sehe *Crinitus in Vita Ovidii Lib. III. c. 16.*)

Untergeschoben ist ohne Zweifel die Grabschrift, welche man sechs Tagereisen von Tomi in Sarmatien gefunden haben will, und welche ich in prosaischer Übersetzung hier beifüge.

„Hier liegt der Dichter, den des Kaiser Augustus Zorn vom Laziechen Boden verbannte. Stets wünschte der Unglückliche auf vaterländischer Erde zu sterben. Vergeblich. Das Schicksal bestimmte ihm diesen Ort.